It. sing. 147(1

<36608620790019

<36608620790019

Bayer. Staatsbibliothek

6467 2 Bde DXO

87/7

Ein Senn von Appenzell
inner Rhoden.

Die neuesten Briefe aus der Schweiz, in das väterliche Haus nach Ludwigsburg;

nebst einem Gemälde des Bergsturzes am Rigi und Lauwerzer-See.

Mit Kupfern.

Erstes Bändchen.

München, bei E. A. Fleischmann. 1807.

Wbgd/69/129

3
Copy
4
15
52
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Erster Brief.

Inhalt.

Das Städtchen Rheineck im Rheinthal. Lindau, dessen vortreffliche Lage und erhabene Aussicht über die ganze Gegend umher. Ein schönes Compliment des Fr. General Villemanzy an die Deputirte dieser Stadt bei ihrer Uebergabe an Bayern. Die Mundart der Appenzeller ist einem Fremden etwas unverständlich. Ueberfahrt nach der Schweiz.

Rheineck im Canton St. Gallen
den 27. Brachmon. 1806.

Mit Entzücken und Wohllust athme ich nun, zärtlich geliebte Aeltern und Geschwister! die reine Luft der Freiheit; denn ich bin nun hier in dem Lande, wohin schon einst in meinen Jünglingsjahren meine sehnlichsten Wünsche giengen; und gesund und frohes Muthes sitze ich hier gleichsam am Ufer des ju-

gendlichen Rheinstroms, der sich mit seiner ganzen Fülle in den Bodensee ergiest, und opfere Ihnen durch diese Zeilen die ersten Stunden meines hiesigen Aufenthaltes. Eingedenk meines Versprechens „Ihnen in kindlichem Gehorsam das Merkwürdigste meiner Reise in die Gebirge nach Appenzell zu beschreiben", ist es auch zugleich mein sehnlichster Wunsch, daß dieser erste Brief Sie insgesamt bei erwünschtem Wohlseyn begrüssen möge. Ich werde so oft schreiben, als ich schickliche Gelegenheit und hinreichenden Stoff finde, da ich überzeugt bin, daß ich selbst aus meiner Reise einen grössern Vortheil für mich schöpfen werde, wenn ich Ihnen von allem dem einen genauen Bericht erstatte, was ich gesehen und gehört habe. Ja der Gedanke, daß ich meine Reisebemerkungen und Ansichten von allerlei Gegenständen Ihnen von einem Posttag zum andern zusenden soll, wird mich beeifern stets genau und richtig zu beobachten.

Kaum vermag ich Ihnen meine Freude zu schildern und die seligen Empfindungen auszudrücken, die sich in meiner Brust erhoben, als ich auf der Höhe von Lindau die göttliche Schweiz erblickte. Ich wuste nicht wo ich zuerst meine Augen hinwenden, was ich zuerst anstaunen und betrachten sollte. Die majestätischen Gebirge des Kantons Appenzell, die lachenden Gefilde des Rheinthals, der liebliche Bodensee, dessen schäumende Wogen sich in der Ferne nach Constanz hinauf mit den

Wol-

Wolken vermischten, diese und tausend andere Dinge beschäftigten mich ganz und gar. Denn Alles, was ich hier sah, war mir völlig neu, da ich nie so kolossalische Gebirge, einen so reizenden See und solche malerische Gefilde gesehen hatte. Ich eilte immer begieriger, und über dies Alles in stilles Nachdenken versunken, dem nahen See zu, wandelte abwechselnd durch blumenreiche Wiesen, und unter dem Schatten eines wahren Waldes von dickstämmigen Obst- und Nußbäumen, unter denen das schönste Getreide wallete; und wähnte mich so bis an das Seegestade selbst in einem vortrefflichen Garten zu sehen, bis ich unerwartet vor der Brücke von Lindau mich befand.

Vielleicht hat in ganz Europa keine Stadt eine glücklichere Lage als Lindau, die wie bekannt, eine kleine Insel am Ufer des Bodensees ist, wo sein Wasser den vormaligen Schwäbischen Kreis bespielt. Ihre Lage ist so reizend und entzückend, daß sie ganz vorzüglich im Stande ist, die Einbildungskraft des Menschen von frühester Jugend an zu beschäftigen und grosse und edle Ideen in ihm hervorzubringen. Gleichsam unter ihren Füssen nehmen die grossen Flüsse, welche Frankreich, Teutschland und Italien beleben, ihren Ursprung; ihre Einwohner dürfen nur deren Lauf verfolgen, um in kurzer Zeit die durch Handel und Gewerbfleis so berühmten Städte Genua, Marseille, Lyon, Amsterdam, Hamburg, Venedig ꝛc. kennen

zu lernen, mit ihnen zu wetteifern und mit ihnen an den grossen Vortheilen der gewerbsamen Nationen Antheil zu nehmen. In diesen Worten ohngefähr bestand die Schmeichelei, welche der General Villemanzy, Obermuster-Inspector, der grossen Armee, bei der Uebergabe dieser Stadt an den König von Bayern, den 13. März dieses Jahres, den Deputirten der Stadt machte. Verwundern darf ich mich nicht, wenn dieses Compliment die Herzen der lieben Lindauer mit Stolz erfüllte!

Die Stadt hängt vermittelst einer 300 Schritte langen hölzernen Brücke mit dem festen Lande züsammen, hat einen kleinen Hafen, welcher wegen der hiesigen Speditionsgeschäfte zwischen Teutschland, der Schweiz und Italien oft sehr lebhaft und geräuschvoll ist, und ausserhalb der Mauern etwas Land, so zu Gemüs- und Weingärten benutzt wird. Der gefällige Wirth, bei dem ich eingekehrt war, hatte die Güte, da er meinen Wunsch bemerkte die reizende Gegend und die unermessliche Aussicht über den umliegenden See zu betrachten, mich in seinen schönen Obst- und Weingarten ausserhalb der Stadt zu führen, wo er mir alle nahen und entfernten Gegenstände bis auf den Thurm der Domkirche von Constanz zeigte, den ich aber nur am fernen Seegestade, wo Himmel und Erde in Eins flossen, gleich einer verdämmerten Säule erblickte; Unsre königlich-würtembergische Festung Hohentwiel, so ohngefähr 20 Stunden von hier entfernt seyn mochte;

die

die Seestädte Arbon im Kanton Thurgäu, und Roschach so zu St. Gallen gehört; das gartenähnliche Rheinthal, mit einer unzähligen Menge angenehmer Landsitze; den mit Schnee bedeckten und bis an die Wolken sich erhebenden Hohen-Mesmer (oder Saentis) die höchste Bergspizze des Appenzeller-Gebirgs, und andere zu diesem Kanton gehörende Berge; die Stadt Bregenz, an welche sich die steilen Felswände der Vorarlbergischen Gebirge anzuschmiegen scheinen. Diese und eine Menge andrer Schönheiten, die sich meinem forschenden Blicke eröfneten, und die meine Feder Ihnen zu beschreiben nicht im Stande ist, lagen jezt vor meinen Augen. Aber wer vermag, liebe Aeltern! dies deutlich zu schildern und recht anschaulich darzustellen? Dies alles müssen Sie selbst sehen, fühlen und empfinden, wenn Sie sich anders eine richtige Idee von diesen unvergleichlichen Schönheiten machen wollen, da Ihr Sohn, auch bey dem besten Willen, nur einen schwachen Schattenriß davon zu entwerfen im Stande ist.

Die Pracht der untergehenden Sonne, die ihre purpurnen Stralen ins grüne Seewasser tauchte und das entzückendeste Schauspiel, das ich je gesehen, gewährte, die kühle Abendluft nach einem heissen Frühlingstag, lokkte mich zu einem Spaziergang an den lebendigen Hafen. Ach, wie war mir da so wohl, so leicht um's Herz! die ganze Natur gleichsam lud

mich zur Freude ein, und der Gedanke eines Dichters fiel mir bei, in den ich lebhaft ausbrach:

Mir ist so wohl an deinem Strande,
Als mir noch nie an einem Wasser war;
Ach! hätt' ich dich in meinem Lande,
Du fesseltest mich immerdar.

Als ich so in mich selbst gekehrt, meinen Gedanken nachhieng, klopfte mich ein Appenzeller Landmann von hintenzu auf die Schulter, und da er mich für einen fremden Handelsmann hielt, bot er mir eine Menge Musselinstücke zum Kauf an, wodurch ich also Veranlassung bekam zum erstenmal mich mit einem Appenzeller zu unterhalten, was ich um so lieber that, da ich Willens war, in seinem Kanton mich einige Wochen lang aufzuhalten. Aber keiner konnte sich rühmen die fremde Mundart des andern vollkommen zu verstehen, und ob wir gleich Beide teutsch sprachen, so hatte es doch den Anschein, als ob Einer von Beiden nicht wohl höre, denn wir mußten einander die Worte oft 2 bis 3 mal wiederholen, ohne doch am Ende den Wortverstand des Andern genau gefaßt zu haben. Dies gab zu manchem lächerlichen Auftritte Veranlassung; und am Ende schüttelten wir uns treuherzig die Hände und schieden unbefriediget von einander. Ich überzeugte mich in der Folge selbst durch meinen längern Aufenthalt unter diesem Bergvolke, daß der geschwinde Accent der Appenzeller Mundart in der ganzen Schweiz etwas auffallendes und ganz eigenes, ja

von der reinen Aussprache eines Niedersächsischen oder Meissnischen Dialects sehr abweichendes hat, und einem Fremden, der in ihre Thäler tritt, oft ganz unverständlich ist. Folgendes Mittel, so ich jedem Reisenden durch diese Gegend empfehlen möchte, hat mir in meinen Unterhaltungen mit den Appenzellern allemal gute Dienste geleistet: Ich kleidete meine Reden und Gespräche so viel wie möglich in die Bibelsprache ein, redete sehr langsam, deutlich und verständlich, und so ward ich fast jedesmal verstanden. Denn da unter den reformirten Appenzellern noch häufig die schöne löbliche Sitte angetroffen wird, an den Sonntagen mit ihren Familien die Bibel zu lesen, oder durch die Kinder ein oder mehrere Capitel aus derselben vorlesen zu lassen, zu welchem Behuf man fast in allen Häusern auf der Fensterbank der Wohnstube eine Bibel in groß Folio mit Auslegungen und Anmerkungen findet, die in einem hölzernen dazu bestimmten Kasten heilig daselbst aufbewahret wird, so wird der Appenzeller Landmann dadurch einigermassen in den Stand gesetzt, auch eine ihm ungewohnte Aussprache zu verstehen, wenn der Fremde nur vernehmlich und deutlich spricht. Seine Mundart ist aber von der der übrigen Kantons-Einwohner so auffallend und abweichend, daß er sogleich in der ganzen Schweiz, wenn er nur seinen Mund öffnet, erkannt wird. Reisende, die die ganze Schweiz bereist haben, wollten mich versichern, daß der Appenzeller den unangenehm-

nehmsten Dialect für das Ohr eines guten Ober-Teutschen habe, welche Bemerkung ich aber aus der Erfahrung nicht verbürgen kann, da ich im Innern der Schweiz nie gewesen bin.

Ich accordirte hierauf mit einem Schiffmann, der nach Rheineck geladen hatte, um Tags nachher in die Schweiz überzufahren. Die aufgehende Sonne verkündigte der Welt einen schönen Tag, und schien mir also zu meiner ersten Seefahrt in ein fremdes Land günstig und heiter zu seyn. Im Hafen war schon Alles, da ich mich einschiffen wollte, lebendig und fröhlich. Das Geräusch der Schiffer und Matrosen kündigte sich schon von weitem an. Da sah ich abgehende und ankommende Schiffe, die mit Jubel- und Freudengeschrei der Schiffer empfangen oder entlassen wurden. Da kreuzten sich Teutsche und Schweizer Handelsleute, französische Soldaten und Hohenemser Juden, Reisende und Müssiggänger, Spazierende und Bettler, wo Jeder in seiner Art meine Aufmerksamkeit auf sich zog, denn auch Kleinigkeiten erhalten in unsern Augen einen gewissen Werth, wenn sie uns in einem Lande oder in einer Gegend aufstossen, wo uns Alles bisher noch fremd und neu war. Nach einer 4 stündigen, aber durch guten Wind begünstigten und unterhaltenden Fahrt, kamen wir hier zu Rheineck wohl und gesund an, und ich pries die Stunde glücklich, in welcher ich diese herrlichen, anmuthigen Gefilde zum erstenmal betrat. Ich bin mit kindl. Ehrfurcht ꝛc.

Zweiter Brief.

Inhalt.

Ein Abstecher nach Roschach am See; Hafen und Korn-Magazin dieser Stadt für mehrere Kantone der Schweiz; beträchtlicher Leinwandhandel daselbst. Vortrefliche Aussicht in die umliegende Gegend am steinernen Tisch. Natürliche Lage des gartenähnlichen Rheinthals; edler Wein- und schmackhafter Obst-Wachs. Nuzzung des Obstes zu Cyder.

Rheineck den 30. Brachmonat.

Halb trunken von Wonne konnte ich anfangs weder meinen Augen noch meinem Bewußtseyn trauen, daß ich wirklich in der lieben Schweiz sey, in dem Lande, wo die schöne und erhabene Natur ihren Sitz hat, und wornach ich schon von meiner zarten Kindheit an, mit heisser Sehnsucht hinzusehen gewohnt war. Doch ich bin ja wirklich hier, so wie Sie, meine Geliebten! leider weit jenseits sich von mir be-

befinden. Auch gefällt es mir in dem niedlichen Städtchen Rheineck so wohl, daß ich mir vorgenommen habe, ein Paar Tage hier zu verweilen, und die ersten Schönheiten der Natur recht mit Musse zu geniessen. Und wem wollte es wohl hier nicht gefallen, zumal wenn man so gute freundschaftliche Aufnahme in mehrern Familien findet, als ich zu finden das Glück hatte? Bei meiner Reise durch Ulm erhielt ich von unserm lieben H** ein Empfehlungs-Schreiben an die Herren C* zu Rheineck, welches ich gestern abgegeben, und auf das liebreichste, wie ein Ami de la maison empfangen wurde. Einen recht vergnügten Abend brachte ich in dieser liebenswürdigen Familie, die mich nebst mehrern Herren und Frauenzimmern des Orts in eine Abendgesellschaft eingeladen hatte, zu, wo ich zugleich den hiesigen Pfarrer, Herrn St., dessen Schriften ich gelesen, kennen zu lernen das Vergnügen hatte. Herr C* hatte so viele Güte und Freundschaft gegen mich, daß er mich beim Abschied zu einer Lustfahrt nach Roschach einlud, von der ich so eben höchst befriediget und erfreut zurückkomme, und ans Schreibpult eile, um die letzten Stunden dieses Tages Ihnen, gel. Elt., zu widmen, und Sie durch diesen Brief zu überzeugen, wie sehr das kindliche Herz Ihres Sohnes doch auch unter allerlei Vergnügungen und Zerstreuungen an Ihnen insgesammt hängt.

Es war eben Markt zu Roschach, und dieser Umstand vermehrte die Lebhaftigkeit dieses See-

städt-

städtchens um so mehr. Höchst unterhaltend war das Schauspiel, so ich aus meinem Fenster nahe am Hafen, über einen großen Theil des Sees genoß. Nie sah ich noch eine grössere Menge Korn auf einem Punkte vereiniget als hier, und vorzüglich lebhaft war das Geräusch der Käufer und Verkäufer um dieses schöne Naturprodukt, welches in großer Menge hier aus- und eingeladen, theils auf der Axe in das Innere der Schweiz fortgeführt, theils auch in dem schönen, von großen Quadersteinen errichteten Kornmagazin am Hafen aufbewahret wurde. Roschach, dieses kleine aber niedliche Städtchen, so zum Kanton St. Gallen gehört, speist einen großen Theil der Schweiz mit Brod, oder vielmehr, es befindet sich hier der größte Kornhandel des ganzen Landes, da das meiste Getreide, so aus Teutschland, und namentlich aus Ueberlingen, Buchhorn, Lindau und Bregenz in die Schweiz kommt, hier ausgeladen und verkauft wird. Dieser Handel wirft nicht blos der Regierung des Kantons jährlich einen ansehnlichen Zoll ab, sondern trägt auch als ein guter Nahrungszweig zur Lebhaftigkeit und zum Wohlstand der Einwohner vieles bei. Doch ist dieser Kornhandel für die Roschacher nicht der einzige Gewinn, sondern ihre Geschäfte, vorzüglich mit allen Arten von Leinwand, sind ausgebreitet und von großer Wichtigkeit, und das Haus Bayer und mehrere andre hiesige Familien, machen in diesem Handelszweig sehr erhebliche und bedeutende Geschäfte.

Noch

Noch bemerke ich Ihnen, daß man von dieser Stadt bis an die gegenüber liegenden schwäbischen Ufer, die größte Breite des Bodensees ohngefähr fünf gute Stunden annimmt. Der Ort selbst ist ganz katholisch, und gehörte unter der Regierung der vorigen Fürsten und Aebte von St. Gallen zu der alten Landschaft, oder dem sogenannten Fürstenlande, welches bei der jetzigen Kantonalverfassung in gewisse Distrikte vertheilt und zum Kanton St. Gallen geschlagen wurde.

Daß diese Lustparthie, bei ungemein heiterer angenehmer Witterung, in so guter Gesellschaft, längst dem Ufer des Sees hin, den wir immer zur Seite hatten, gänzlich zu meinem Beifall und Zufriedenheit ausgefallen, auch nicht wenig zur Aufheiterung meines Gemüths und zur Stärkung meiner Gesundheit beigetragen habe, darf ich Ihnen kaum melden. Morgen ein mehreres.

Den 1ten Heumonat.

Ich machte diesen Morgen in meinem Logis die Bekanntschaft eines jungen Engländers, der in Gesellschaft seines Mentors, aus Teutschland kommend, hier eingetroffen war, um eine Schweizerreise zu unternehmen, und sich einige Jahre zu Lausanne den Wissenschaften zu widmen. Mit Hülfe der „Anleitung die Schweiz zu bereisen", welche Schrift Herr D. Ebel dem Publikum mitgetheilt hatte, such-

suchten wir auch die schönen Standpunkte auf, welche in jenem bekannten Werke, bei Rheineck bezeichnet werden, und wanderten in Gesellschaft dem Buchberge zu, wo wir in der Gegend: der steinerne Tisch genannt, eine in der That unvergleichliche und in ihrer Art einzige Aussicht genossen. Zur Linken glänzt der silberfarbene Bodensee, mit seiner schönen Umkränzung von vielerley Städten und Dörfern. In seinem Hintergrunde erhebt sich das fruchtbare amphitheatralische Gelände von Teutschland anmuthsvoll empor, und verliert sich in waldigte Berghöhen. Zur Rechten verweilt das Auge gern auf einem reizenden Thale, in welchem die fruchtbarsten Weinberge, angebaute Aecker, Gärten und Wiesen, mit unzähligen Hütten und Häusern, die sich hin und wieder enger in Dörfer oder Flecken vereinen, abwechseln. Hier erblickt man einen geschmackvollen Landsitz, dort eine zerstörte Burg, hier liegt zu meinen Füßen das schöne Dorf Thal, dort nicht weit entfernt lächelt mir das niedliche Städtchen Rheineck entgegen. Mitten durch das schöne Rheinthal drängt sich in weiter Krümmung der Rheinstrom; er rauscht aus Graubünden hervor, läßt die vorarlbergischen, königlich baierischen Herrschaften zur rechten, und die Schweiz zur linken Hand, und leiht dem kleinen anmuthigen Ländchen, in dem ich mich jetzt befinde, seinen Namen, und nennet es Rheinthal. Wer mit einem bewafneten Auge versehen ist, der erblickt eine Menge Dorf-

schaf-

schaften, Kapellen und Schlösser jenseits recht deutlich, und Bregenz, Lindau und andere Städte des Bodensees lassen sich genau bezeichnen. — Hier brachten wir einige wahrhaft selige Morgenstunden hin, und eilten wohlbefriedigt ins Thal hinab.

Das ganze Ländchen gleicht in der That dem schönsten englischen Garten. Wiesen und Felder, Weinberge und Obstbäume ohne Zahl wechseln unaufhörlich miteinander ab, und überziehen die ganze Fläche desselben auf das unterhaltendeste. Ein starker, guter Wein ist das erste und vorzüglichste Natur-Produkt seiner Einwohner, wozu die günstige Lage des Landes ungemein viel beiträgt; denn da es gegen Süden hin offen ist, und der warme italiänische (Fön) Wind gemächlich die Weinstökke bestreichen kann, so wird dadurch die Güte und das Reifen der Trauben nicht wenig befördert. Der Handel mit diesem allbeliebten Produkte würde gewiß größer seyn, wenn die Weinbehälter und Keller auch besser wären. Da aber in dem untern Rheinthal, bei Rheineck und Thal, wo zugleich der meiste Wein wächst, die Keller nicht tief genug, ohne Wasser zu bekommen ausgegraben werden können, so setzt dieß dem Aufbewahren eines guten Jahrgewächses nicht geringe Schwierigkeiten entgegen, weßhalb also gemeiniglich der Wein schon im ersten Jahre, und oft von der Kelter weg, verkauft wird. Er wird zwar nicht in die Ferne, aber in die benachbarten Gegenden, besonders in den Kanton Appenzell und

St.

St. Gallen stark ausgeführt. Ob die Behauptung eines Andern, daß dieser Wein, ohnerachtet seiner Güte und Stärke, doch nicht lange Jahre haltbar sey, gegründet ist, vermag ich nicht mit Gewißheit zu behaupten, relata refero!

Nächst dem Weinbau ist der Obstertrag im Rheinthal am beträchtlichsten, denn das ganze Land ist ein großer Obstgarten, da auf den Wiesen und in Feldern, an den Strassen, Seitenwegen und in den Weinbergen alles dick mit Obstbäumen aller Art gleichsam bedeckt ist, und nie sah ich jemals eine Gegend, die damit gesegneter wäre, als die Gemeinde St. Margaretha, zunächst bey Rheineck. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, oder der Wahrheit etwas zu vergeben, wenn ich die ganze Gegend, in welcher das Dorf selbst steht, einen großen Obstwald nenne, wo man zwar von einem Baume zum andern reichen, aber fast von keinem Hause zum andern sehen kann. Sie können sich leicht denken, welch ein reizender Anblick es ist, unter einer so großen Menge hoffnungsreicher Bäume zu wandeln, von denen viele fast unter ihrer Last erliegen, und fast alle der Unterstützung bedürfen; aber ich kann mir auch nicht anders vorstellen, als daß ein solches Dörfchen, in welches die wohlthätigen Sonnenstrahlen nie einzudringen im Stande sind, und wo eine stete Dämmerung herrscht, keinesweges die gesündeste Lage besitzen könne, sondern daß wegen der Nähe des Rheins und Bodensees, auf welchem in Sommer- und

und Herbstmonaten dikke Nebel entstehen, die sich in der Gegend umher verbreiten, für die Gesundheitsumstände der Einwohner mancher Nachtheil daraus entstehen müsse.

Sie werden fragen, ob die Einwohner des Rheinthals in obstreichen Jahren ihre Aepfel und Birnen selbst zu verbrauchen im Stande sind? Nein. Ein beträchtlicher Theil davon wird zwar frisch gegessen, ein noch beträchtlicherer gedörret und ins Ausland verkauft, der größte aber ohnstreitig zur Bereitung eines hier zu Lande sehr gebräuchlichen Getränkes, so man Most (Cyder) nennt, und welches aus dem Safte des Obstes gepreßt wird, benutzt. Deshalb ist dieses Produkt dem hiesigen Landmann in einem fruchtbaren Jahre ein sehr vorzüglicher Nahrungszweig, aus welchem er eine ansehnliche Summe Geldes zieht, ohne doch, wie bei andern Fruchtarten, viele Beschwerlichkeiten dabei das Jahr hindurch erduldet zu haben. Im Herbst sollen an den Wochenmärkten zu St. Gallen oft viele 1000 Säkke Aepfel und Birnen aller Art abgesetzt, und in die Gegend umher verkauft werden. Ist das Obst zu Obstwein oder Most bestimmt, so wird es auf einer dazu eingerichteten Mühle zerquetscht oder zerrieben, der Saft sodann auf einer eigenen Presse herausgepreßt, in ein reines Faß gegossen, und mit dem vierten Theile, oft mit der Hälfte Wasser vermischt. Dies Getränk ist von Stund an trinkbar, bleibt es aber, nachdem es in Gährung übergegangen

gen ist, eine Zeit lang liegen, so erhält es, besonders von einigen Obstarten eine so schöne goldgelbe Farbe und angenehmen Geschmack, daß der Nichtkenner ein Glas Most schon oft für ein gutes Glas Wein getrunken hat. Der bloße Saft bleibt nicht lagerhaft, sondern verwandelt sich in kurzer Zeit zu Essig, daher jeder Most mit einer gewissen Quantität Wassers vermischt seyn muß. Die Aepfel, welche den wenigsten Saft geben, vertragen auch am wenigsten Wasser, wenn anders das Getränk nicht zu wässerig werden soll, daher man von vier Viertheln Aepfel kaum einen Eimer Saft rechnen kann. Ein guter Most hält sich einige Jahre, wird aber selten lange aufbewahret, weil er im Alter das Angenehme und Liebliche seines Geschmacks nach und nach verliert. Der ausgepresste Tröster, vorausgesetzt, daß er nur einmal durchgepresst worden, wird zu Brandwein gebrennt, oder den Stallthieren unter das Kurzfutter gemischt. Der Saft einiger Birnensorten, wenn er lang und dick eingesotten worden, giebt einen sehr schmackhaften und gesunden Honig, der bei Arzeneien und an gewissen Speisen, hier und in andern Kantonen häufig gebraucht, und Birnenhonig genannt wird. Ich fand den Most, dieses allgemein hier in Privat- und öffentlichen Häusern übliche Getränke, so der tägliche Tischtrunk in vornehmen und gemeinen Familien ist, und wobei sich der Schweizer eben so wohl, als der Teutsche bei seinem Glas

Bier *) befindet, so schmackhaft und an Farbe so rein und goldgelb, daß ich ihn von einem Glas Mosler- oder gemeinen Rheinwein, kaum unterscheiden konnte; denn reinliche Behandlung, gute Auswahl der Obstsorten und das gehörige Quantum von Wasser, welches freilich in Wirthshäusern oft überschritten wird, trägt ungemein viel zur Güte dieses Getränkes bei.

Ich unterhalte mich ungemein gern mit dem hiesigen Landmanne, theils um die hiesige Mundart immer besser zu verstehen, theils von' ihm allerlei zu lernen, und die Merkwürdigkeiten dieses Landes zu erfragen. In diesem Jahre verspricht er sich ganz vorzüglich ein gutes fruchtbares Jahr, und die Gründe, worauf er diese seine Hoffnung baut, sind im Kalender aufgezeichnet. Ich war begierig mich darüber belehren zu lassen, und vernahm folgenden Unterricht. Wir haben, sagte mir ein alter Landmann, in dem laufenden Monat Juni zweymal Vollmond, eine Naturerscheinung, die sich nur im Laufe dieses Himmelskörpers alle 46 Jahre einmal ereignet. Dieß zeigt nichts anders, als die größte Frucht-

---

*) Bier hat man hier wenig; blos in angesehenen Wirthshäusern findet man welches, es wird aber von den wenigsten Schweizern geliebt. In St. Gallen, wie ich höre, befinden sich einige Brauereien, die diesen Trank nur in kleinen Eimerfäßchen an Liebhaber ablassen, oder im Hause ausschenken.

Fruchtbarkeit eines Jahres an, und wird zugleich durch die Erfahrung bestätiget. Denn das Jahr 1760, welches vor 46 Jahren verflossen ist, war eines der fruchtbarsten Obstjahre, in welchem der Sack Birnen von vier Viertheln, von den besten Sorten um 3 bis 6 Batzen verkauft, und vieles wegen der Menge nicht einmal benutzt werden konnte, weil man die Mostbereitung damals noch nicht kannte. Der Anschein dieses Jahres, so weit wir in demselben vorgerückt sind, zeigt die schönsten Hoffnungen des kommenden Herbstes, da wir auf Feldern und Wiesen, in den Weinbergen und an den Bäumen, einen reichen Segen Gottes einzuerndten hoffen dürfen.

Ich gebe Ihnen diese Unterhaltung zum fernern Nachdenken, breche aber für heut ab, weil das Marktschiff so eben nach Lindau abgeht, und ich dadurch genöthiget bin, meinen Brief in Eile zu beendigen. Leben Sie insgesammt recht wohl.

Dritter Brief.

Inhalt.

Besuch bei Herrn Pfarrer St** allhier. Dessen Schrift gegen Pestalozzis Unterrichts-Methode; Würdigung dieser Schrift. Blühender Zustand des Pestalozzischen Instituts zu Yverdün.

Rheineck, d. 5. Heumonat.

Noch immer, liebe Eltern! bin ich zu Rheineck, aber ich würde nicht mehr hier seyn, wenn ich nicht aus Liebe zu einigen Landsleuten und alten Bekannten, die vor einigen Tagen allhier eintrafen, um nach Zurzach zu reisen, meine Abreise um einige Tage zurückgestellt hätte. Doch gedenke ich noch diesen Abend nach Altstädten abzugehen, und Morgen bei guter Zeit zu Gaiß, im Kanton Appenzell, als an dem Orte meiner Bestimmung eintreffen zu können.

Ge-

Gestern sah ich bei dem hiesigen reformirten Pfarrer, Herrn St., eine artige entomologische Sammlung, die ich mit vielem Vergnügen betrachtete. Ich besuchte diesen Mann um so lieber, da er mir durch einige pädagogische Schriften schon früher, und erst kürzlich durch seine Bemerkungen und Einwendungen gegen Pestalozzis Unterrichts-Methode, die im Jahre 1803 erschienen sind, bekannt geworden war, und bei seinem Triebe, etwas zur Verbesserung des Schulunterrichts beizutragen, vor mehreren Jahren in seiner vorigen Pfarrstelle zu Gaiß, unterstützt, sowohl durch allerlei wohlthätige Privatbeiträge, als auch von der damaligen Regierung zu St. Gallen, der Hauptstadt des Kantons Säntis, zu welchem unter jener Zentralregierung Appenzell gerechnet wurde, ein kleines Schulmeister-Seminarium errichtete, das zwar manchen guten Schulmann lieferte, aber nur sehr kurze Zeit dauerte.

Man fängt, wie Sie sehen, seit einiger Zeit auch in der Schweiz an, das dringende Bedürfniß eines bessern Schulunterrichts, und den vollen Werth der Landschul-Verbesserungen so innig zu fühlen, daß man vorzüglich in den reformirten Kantonen namentlich zu Chur, Arau, Zürich, St. Gallen und in andern Orten mit vielen Kosten eigene Kantonsschulen errichtet, oder andere höchst dringende Verbesserungen im Schulfache zu unternehmen für nöthig gefunden hat. Vor allen aber ist der edle Pestalozzi, der bekannte und be-

liebte Verfasser von Lienhart und Gertrud, der Mann, welcher die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen, und sich durch seine neue, von der vorigen so abweichende Unterrichts-Methode im Schulwesen so unläugbar grosse Verdienste erworben hat. Ein so einfacher und so wenig versprechender Mann, von dessen Ruhm gegenwärtig alle Freunde der Erziehung und der guten Sache in allen kultivirten Ländern sprechen, sah aus allen Nationen junge Schulmänner und Privaterzieher zu sich wallfahrten, sah mit unbefangenem Blicke, wie selbst Kaiser und Könige, mitten im Wirrwarr des Krieges, es wohl der Mühe werth hielten, Abgeordnete zu ihm nach Yverdün *) zu senden, und seine Metho-

*) Dies ist eine kleine, aber eine der schönsten und anmuthigsten Städte des Kantons Waadt, am Neuenburger See mit 2500 Einwohnern, wo gegenwärtig Pestalozzi sein Erziehungsinstitut aufgeschlagen hat. Der Ort selbst ist römischen Ursprungs, da man in der Nähe Reste von den Mauern des castri Ebroduni fand. Sie hat einen sichern Hafen und große Zufuhr von französischen Weinen und Salz, welches in die Schweiz befördert wird, auch ein besuchtes Schwefelbad vor der Stadt. Für Reisende ist der Fußboden von Mosaik, wie auch mehrere ausgegrabene aber wohlerhaltene Todtenkörper, wichtige Ueberreste des Alterthums, und eine Menge andere, aus den Zeiten Konstantins des

thode studiren zu lassen, und ähnliche Institute in ihren Ländern zu errichten. *)

Da dieses Institut zu Burgdorf, während der Zentral-Regierung zu Bern, unter den heftigsten Stürmen der inländischen Staatsumwälzung gebildet und gestiftet wurde, so sollte man glauben, daß es nun, da Friede und Eintracht wieder in die Thäler der Schweiz zurückkehrt ist, und die gegenwärtige neue Föderal-Verfassung die Herzen und Gemüther seiner Bewohner wieder verbunden hat, seine wahre Dauer und bleibende Festigkeit hätte erhal-

Grossen herrührende Merkwürdigkeiten zu besehen.

*) Schon zählt Spanien, Schweden, Teutschland, Rußland und Frankreich Töchterschulen nach Pestalozzis Grundsätzen, und in der Schweiz, namentlich im Kanton Zürich, Bern, Argäu, und in andern, haben schon Dorfschulen die erprobteste Anwendung von dieser Methode gemacht. Der Kaiser von Rußland und der König von Preussen liessen auf eigene Kosten junge Schulmänner in dieser Erziehungsanstalt bilden, und ähnliche Institute in ihren Ländern errichten. Ehedem zu Burgdorf befand sich selbst ein junger Mensch aus der Familie Napoleons, Kaisers von Frankreich und mehrere Kinder aus den besten Häusern von Paris; nicht zu gedenken, wie viele Privaterzieher auf Kosten einzelner Familien hieher eilten, und mit Bewunderung von Burgdorf und Yverdun zurückreisten.

halten müssen; — aber nein! die neue, durch Bonaparte, dem damaligen ersten Konsul der französischen Republik, zwischen den getheilten Partheien der Schweiz, errichtete Verfassung (im Hornung 1803) war Pestalozzi und seiner Sache selbst ungünstig. Anstatt daß die gesammte Schweiz dieses Unternehmen unterstützt, zu einem National-Institut erhoben, und ihr Daseyn auf immer gesichert hätte, sah sich der ehrwürdige Stifter in diesem für die ganze Schweiz übrigens höchst erwünschtem Zeitpunkt, mehr als je in seinem edlen Unternehmen zurückgesetzt. Ja er stand auf dem Punkt sein ganzes Institut vernichtet, und seine wohlthätigen Plane zertrümmert zu sehen. Die erste Tagsatzung zu Freyburg (1804) fiel gar nicht zu seinen Gunsten aus, und so sehr sich auch der damals regierende Landammann d'Affry für ihn interessirte, und mehrere, besonders die reformirten Kantone, sein Ansuchen unterstützten, so fanden doch die Männer, die die Finsterniß und einen gewöhnlichen Schulschlendrian mehr liebten als das Licht, vorzüglich die kleinen Kantone, Luzern und andre, sich gar nicht geneigt, Pestalozzi's gute Sache begünstigen zu helfen. Die erste Frucht davon war, daß er Burgdorf, den erhabenen, anmuthigen, und zu seinem Institut so erwünschten Sitz, räumen, an die Kantonsregierung abgeben, und einem Oberamtmann dadurch Platz machen mußte. Die dringendesten Einladungen aus Petersburg, Hamburg

und

und von andern Orten her erschienen, um sich seiner Person zu versichern, und viele teutsche Städte wünschten diesen Mann in ihren Armen, aber ἡ πατρις φιλτατον βροτοις, das Vaterland ist einem Sterblichen, besonders einem braven Schweizer das liebste. Er blieb, und da er schon als ein armer Schulmeister zu Stans im Kanton Unterwalden, die heftigsten Stürme u. mancherlei Ungewitter erfahren und ausgestanden hatte, so verzagte er auch jetzt, seiner guten Sache gewiß, nicht, verlegte mehrere Male sein Institut von einem Orte zum andern, theilte sich, und vereinigte sich wieder, je nachdem es die Umstände erheischten, und wurde endlich von den edlen Einwohnern der Stadt Yverdun, im ehemaligen landvogteilichen Schlosse des Kantons Waadt am Neuenburger See, freundschaftlich eingeladen, wo er nun per tot discrimina rerum etc. nach vielem ausgestandenem Ungemach die süsse Freude genießt, seine Grundsätze um sich her immer mehr und mehr ausgebreitet, sein Institut vervollkommnet, und sich in einer erwünscht glücklichen und angenehmen Lage zu sehen. Bisher war dieses Institut blos für Knaben bestimmt, seit einigen Monaten aber hat man auch eine eigene Anstalt für das weibliche Geschlecht damit verbunden, die zufolge eines erschienenen Prospectus in eine Erziehungsanstalt für Mädchen von 5 — 12 Jahren, und in eine Bildungsanstalt für Erzieherinnen zerfällt, und unter der besondern Leitung der Herren Krüsi und Hopf stehen wird.

Bekanntlich sind schon eine große Menge Schriften für und wider Pestalozzi erschienen, und wer seine Methode nicht mehr betadeln und durchkritisiren konnte, der machte sich über seine Person selbst her, und suchte ihm hier von seinem Ruhm etwas abzuzwacken. Unter seine kleinen Gegner, die sich als seine Landsleute in der Schweiz gegen ihn zu Felde gestellt haben, gehört auch der hiesige Pfarrer St. Er gab im J. 1803 eine Schrift unter folgendem Titel heraus: Bemerkungen gegen Pestalozzi's Unterrichts-Methode, welche zu Zürich bei Orell, Füßli u. Comp. erschienen ist. Noch bestand dieses Institut nicht völlig drey Jahre; noch war es erst bemühet, bei der damaligen schwankenden Lage der Regierung und der Ungewißheit seiner Existenz, für die nothwendigsten Bedürfnisse zu sorgen; noch war es im Auslande wenig bekannt, sondern fieng erst an hie und da Aufsehen zu erregen; folglich war auch der Zeitpunkt keinesweges da, eine Methode schon zu verwerfen, die man noch nicht Gelegenheit hatte zu prüfen, — als der Verfasser genannter Schrift auftrat und behauptete: „daß die „Pestalozzische Methode sich durchaus nicht eigne „in unsern Landschulen angewendet zu werden, und „nahmentlich da am allerwenigsten, wo die Schulver„besserungen am allernothwendigsten sind; und daß „ihr daher das Verdienst nicht gehöre, daß durch „dieselbe unser Nationalcharakter veredelt werden „könne." — Das ist der Schluß seiner Widerlegung,

und

und die Quinteſſenz derſelben, die ich für einige Augenblicke durchzublättern Gelegenheit hatte. Wer aber dieſe Worte geleſen, hat auch den Sinn des ganzen Werkchens gefaßt, dem ich auch unmöglich meinen zwar geringen Beifall geben kann, da ich an ſeiner Statt erſt noch mehrere Jahre hingewartet, die Sache vorher genau geprüft, die neue Methode in Dorfſchulen angewendet, und dann meine Meinung geſagt, mein Herz ausgeſchüttet, und das Reſultat meines reiflichen Nachdenkens durch den Druck öffentlich bekannt gemacht hätte. Denn Peſtalozzi's neues Werk zu erforſchen, woran er ja mehr als 30 Jahre lang im Stillen gebrütet hatte, und ein genaues Reſultat darüber zu fällen, diktatoriſch abzuſprechen, auch wohl gar das Ganze als ein Hirngeſpinſt zu verwerfen, und als etwas unanwendbares bei Seite zu legen, — ſcheint mir keineswegs ein Unternehmen zu ſeyn, ſo ſchon in den erſten Jahren ſeiner Entſtehung aufgeſtellt werden konnte! Der Gegenſtand iſt praktiſch, und die Zeit muß es erſt lehren, welche Früchte dieſer Baum trägt*). Daher kennt entweder ſein Gegner die groſſen Vortheile dieſer Methode nicht, nahmentlich: ihren Einfluß auf die Entwickelung und Bildung der jugendlichen Beobachtungs- und Urtheilskraft, ihr ſtufenweiſes Hinleiten vom Sinnlichen

---

*) Man ſehe: Stillings Lehrjahre S. 264. Dieſer iſt vollkommen mit mir einer Meinung.

chen zum Uebersinnlichen, und von dem Bekannten zum Unbekannten, — oder er wollte seinem schriftstellerischen Ruhm durch seine Bemerkungen einen höhern Schwung geben, wie einst Herostrat zu Ephesus.

Mir ist es höchst auffallend, wenn der Herr Verfasser dieser Schrift behauptet: seine Vernunft und Erfahrung habe ihn bis zur klärsten Gewißheit überzeugt, daß diese Pestalozzische Lehrart durchaus nicht zur Einführung in den Landschulen tauge. Und ohne Zweifel hat er nie seine Gemeinde verlassen, nie die Primar-Schulen andrer Gegenden besucht, denn sonst würde er gefunden haben, wie nach den neuesten Berichten in den Kantonen Waadt, Argäu, Zürich rc. und bei uns im Würtembergischen, ja sogar in benachbarten katholischen Landschulen diese Methode mit dem besten Fortgang und Nutzen eingeführt ist, wo der Schulmeister pestalozzisch lehrt, und das was ehedem die Kinder mit vieler Mühe in einer geraumen Zeit erlernten, jezt in der Hälfte erlernen; ja daß ein mit wenigen Fähigkeiten ausgerüsteter Lehrer denSchüler eben so schnell vorwärts bringt, als der talentvollste bei der alten Schulmethode.

Was aber in meinen Augen am wenigsten ein glänzendes Licht über diese Schrift verbreitet, sind mehrere angehängte Briefe, die von einigen Burgdorfer Zöglingen ins väterliche Haus zurückgeschrieben wurden, und die sich freilich keineswegs durch

ihre orthographischen Schönheiten empfehlen. Wer aber in aller Welt möchte es doch wagen ein ganzes Institut, das von ganz Europa der grösten Aufmerksamkeit ist gewürdiget und mit grossem Beifall aufgenommen worden, aus einigen unorthographischen Briefen zu beurtheilen und darüber abzusprechen? Wo wäre der Mann, wenn ihm anders nicht altera pars Petri fehlt, der folgenden Syllogismus für richtig anerkennen möchte: Weil drei Jünglinge aus dem Burgdorfer Institute schlechte Proben in der Handzeichnung und Orthographie abgelegt haben, so taugt die ganze Erziehungsanstalt nichts, und die Methode ist nicht geeignet in den Landschulen eingeführt zu werden?

So viel ich weiß, hat sich Herr Pestalozzi nie öffentlich über die Schrift des Herrn St. erklärt, sich weder vertheidiget, noch entschuldiget; vielleicht hielt er's der Mühe nicht werth, vielleicht war seine Betrübnis zu groß, um sich gegen dies angethane Unrecht wieder zu rächen; aber so viel sagte mir Herr B., unser lieber Landsmann und bisheriger Lehrer zu Burgdorf: Pestalozzi finde sich höchlich gekränkt, widerlegt, ohne vorher geprüft zu seyn. — Und so handelt ein Weiser, er trägt eine empfundene Schmach mit Gelassenheit, und rächet sich nicht. *) Aber nach meiner Meinung hätte ein Mann, der

*) Conscia mens recti famae mendacia risit.
Ovid.

der unter so unübersteiglichen Hindernissen fast trostlos und verzweifelnd ein so grosses und wichtiges Unternehmen beginnet, der bisher in so verschiedenen Lagen und Umständen seine schönsten Hoffnungen jedesmal durch neue Widerwärtigkeiten vernichtet, seine bestdurchdachtesten Plane scheitern sah, sein ganzes Vermögen aufgeopfert, und was er besaß, für das Wohl der Menschheit dahin gegeben hatte, — ein solcher Mann hätte vielmehr Aufmunterung, Beifall und den grössesten Dank von seinen Landsleuten verdient, gesetzt auch, daß sein wohlthätiger Plan weniger nach Wunsch ausgefallen wäre, als er doch wirklich ausgefallen ist. Ueberhaupt hätte der geehrte Hr. Verf. nach meiner Meinung viel besser gethan, wenn er den Rath des Helfer Büel, (dessen Brief er im Eingang anführt, der ihn wahrscheinlich ersucht hat, die Bemerkungen gegen Pestalozzis Methode nicht zu voreilig ins Publikum zu bringen,) befolgt hätte, wenn er schreibt: „Es geziemet uns und allen Wahrheitsfreunden, ruhig zuzuwarten, nicht dafür und nicht dagegen eingenommen zu seyn; wir dürfen über nichts absprechen, sondern sollen alles ruhig und reiflich prüfen.“ Diese Worte aber sprechen, meines Erachtens nicht für, sondern ganz wider ihn.

Aber so ist es in der Welt, und darinnen besteht die heutige Aufklärung, daß wenn ein grosser Mann ein für die ganze Menschheit wohlthätiges Unternehmen beginnet, und ein Heer von Schwierig-

rigkeiten endlich glücklich besiegt hat, so kommen die kleinen Geister und zerren bald Links bald Rechts an seinem Ehrenkleide, wünschten es gern zu beflekken, und den Mann in Schatten zu stellen. — Ich würde mich, l. Aelt.! über diesen Gegenstand nicht so weitläuftig verbreitet haben, wenn ich nicht wüßte, daß dem ältern Bruder Christian in D., diese meine Ansichten über Pestalozzi und Pfr. St. angenehm und erwünscht wären, daher ich Sie ersuche, ihm nebst meinem brüderlichen Gruß, diesen Brief gefälligst zuzusenden.

Noch diesen Abend reise ich längst dem Rheinthale hin, und dem Kanton Appenzell zu. Leben Sie Alle wohl. Ihr ꝛc.

Vierter Brief.

Inhalt.

Reizender Spaziergang von Rheineck bis Altstädten. Der Rhein; Sandsteinbrüche; einige Kunst- und Naturproducte des Rheinthals; Grösse und neueste Volksmenge; Ankunft in Altstädten, eine komische Anecdote aus der alten Kriegsgeschichte der Appenzeller. Dr. Andreas Carlstadt in Altstädten.

Altstädten d. 9. Heum.

Es war ein heiterer mondheller Abend, an welchem ich gestern hier ankam, und in der That der angenehmste reizendeste Spaziergang, den ich von Rheineck durch allerlei schöne Dörfer, die allesammt Wohlstand und Reichthum verrathen, hieher nach dem Städtchen Altstädten machte. Das schöne Berggelände, welches sich zu meiner Rechten in seiner mannichfaltigen Kultur meinem Auge entwickelte, gleicht einem irdischen Paradiese, wo die Mutter Natur ihren Lieblingssitz aufgeschlagen, und alle ihre Reize ausgegossen hat. Fette Wiesen und fruchtbare Felder, traubenreiche Weinberge und hoffnungsvolle Obstbäume aller Art, die oft ganze

Wäl-

Wälder bilden, wechseln unaufhörlich miteinander ab. Bald verweilt das Auge auf einem schönen Landsitz, der dem Wandrer im Thale zulächelt, bald steht man vor einem zerstörten Burgschloß der alten Zeit, bald entzükken die gen Himmel starrenden Felsen Tyrols und der Vorarlbergischen Lande, bald die sanften Fluren, die sich dem Rhein nach ins unübersehbare Thal verlieren. O reizendes Bild der Schönheit und Natur!

So fruchtbar und vortrefflich dies Ländchen angebaut ist, so verweilt das Auge doch um so unlieber auf einem längst dem Rheine mehrere Stunden lang sich hieziehenden Riedboden, welcher nichts anders als eine schlechte Gemeindeweide ist, und ein kaum für Pferde geniesbares Gras hervorbringt, seit mehreren Jahren aber vertheilt und zum Theil von Privatbesitzern urbar gemacht und verbessert wird. Der Rhein, wie ich Ihnen schon meldete, schlängelt sich durch das schöne Thal hinab, und eilt dem Bodensee zu, richtet aber oft auf seinem Wege, an denen zu seinen Seiten zunächst liegenden Dorfschaften, grossen und beträchtlichen Schaden durch seine Ueberschwemmungen an. Er führt in seinem breiten Bette allerlei Geschiebe und Kies bei sich, legt in seiner Mitte hohe Sandbänke an, drängt die Hauptmasse seines Wassers samt den bei sich führenden Steinen und Schlamm gegen das Ufer hin, und bedekt oft beträchtliche Strekken von Feldern und Wiesen. Er ist von seiner Quelle bis Rheineck zwar

nicht schiffbar, doch wird er häufig von Chur bis an den Einfluß in den Bodensee mit Flössen befahren, die zu Rheineck wieder zerschlagen, und als Holz verkauft werden. Durch ihn werden viele Producte des Bündnerlandes z. E. Velteliner und andere Weine, Thierhäute, Kastanien ꝛc. in den Bodensee und von da weiter gebracht.

Es war ein seltener, mir aber sehr angenehmer Anblick, da ich die Weinberge, Gärten, Felder und Strassen mit Sandstein-Mauern eingefasst, und mehrentheils mit Obst- und Nußbäumen umher gezieret sah. Ein Vortheil, der sich den Einwohnern dieses Thals um so gemächlicher darbietet, weil fast alle Gemeinden schöne Sandsteinbrüche besitzen, die zu Platten und Quadersteinen gebrochen und zu Terrassirung der Weinberge, um das Erdreich zu erhalten, zu Unterhaltung der Rheindämme, zu Brunnenbetten, Schleif- und Mühlsteinen, und ähnlichen Zwekken gebraucht werden.

Im ganzen Sommer findet der hiesige Landmann alle Hände voll in seinem Reb- und Akkerlande zu thun. Im Winter sizzen die Familien beim Spinnrade, da sich fast jede ihre Hausleinwand selbst spinnet und webt. Flachs und Hanf, den der Landmann theils roh, theils gesponnen ausführt, und auf den Garnmärkten zu Altstädten, Appenzell oder St. Gallen verkauft, ist also ein beträchtliches Naturproduct dieses Landes. Auch der Getreidebau nimmt von Jahr zu Jahre zu;

denn

denn da seit der Revolution und den Zeiten, wo man viele fremde Truppen im Lande ernähren muste, der Kornpreis ansehnlich gestiegen, und bis jezt nie wieder beträchtlich gesunken ist, so findet jede Familie es weit zuträglicher eigenes Korn zu bauen, als solches aus dem schwäbischen Kreise über das Wasser her kommen zu lassen. Die gewöhnliche Kost des hiesigen Landmanns ist ein Mehlmuß von Türkenkorn (oder Mays), welches in grosser Menge hier gebaut wird, und nebst der Habergrütze dick gekocht, oder mit Erdäpfeln abwechselnd, seine tagtägliche Speise im ganzen Jahre ist.

Ob nun gleich der Weinbau die Hauptbeschäftigung des thätigen Rheinthalers ist, woraus er in guten Jahren seinen grössten Gewinn ziehet, so suchet man doch auch Manufaktur- und Fabrik-Arbeiten, besonders in den Städten Altstädten und Rheineck nicht vergeblich. Einige reiche Handelshäuser in diesen Städten machen beträchtliche Geschäfte mit Englischem Maschinen-Garn, mit Musselin- und Baumwoll-Tüchern, wodurch viele geringere Familien mit Weben, Spinnen und Spulen erhalten werden. Die jungen Töchter finden mit Stikken und Aushölen am Tambourin ebenfalls einen guten Gewinn, besonders wenn der Handel nach Frankreich offen ist. Rheineck hat beträchtliche Gerbereien, mehrere Künstler und Fabrikanten, und besonders bringt — wegen der vortheilhaften Lage des Orts am Ausflusse des Rheins in den See — der

Transitohandel nach Bünden, ins Tyrol, nach Italien, und aus diesen Ländern wieder in den See und weiter nach Teutschland hinein, grossen Gewinn.

Aus diesen geographisch-statistischen Nachrichten, die ich zusammengetragen und Ihnen hier mitgetheilt habe, können Sie nun leicht den Schluß machen, daß ein ob schon kleines, aber von Natur und Kunst begünstigtes Ländchen, welches nur 8 u. 1/4 Stunde in die Länge, und 2 Stunden in die Breite beträgt, sich auch durch eine beträchtliche Volksmenge auszeichnen müsse. Daher kann ich Sie aus den im Jahr 1796 verfertigten Kirchenlisten mit Gewisheit versichern, daß man im Rheinthal auf eine Quadratmeile 8810 Seelen rechnet, und in jenem Jahre 22006 Personen, nämlich 11915 katholische, und 10091 reformirte zählte. Die junge Mannschaft über 16 Jahren belief sich auf 6724 Köpfe. *)

Den

*) S. Geschichte des Rheinthals, nebst einer topographisch-statistischen Beschreibung dieses Landes. Mit einer Karte, (welche Hr. Feer, Sachsen-Meinungscher Architekt 1797 aufgenommen, und Lips zu Zürich gestochen hat) und 12 Prospecten (von Custer verfertiget) zu St. Gallen bei Zollikofer und Züblin verlegt.

Den 10. Heuwonat.

Schon der Nahme der Stadt, aus welcher dieser Brief datirt ist, bezeichnet ihr Alterthum; und wenn man nur einen flüchtigen Blick auf ihre Bauart, in ihre Strassen und Gebäude wirft, so spricht sich der Nahme Altstädten sogleich aus. Doch zählt sie hie und da auch schöne moderne Wohnungen, und besonders vor dem Stadtthor eine ganz neue Kirche, welche noch nicht 10 Jahre lang zu stehen scheinet, die innen sehr breit und geräumig, aber gar nicht nach den Regeln der Architektur erbaut ist. Der Schall des Kanzel-Redners verliert sich, wie man mir sagte, in dem weiten Raum und verwandelt sich in ein dumpfes Gemurmel, wenn der Prediger nicht genau seine Stimme abmißt und den gehörigen Ton nicht zu treffen weis; daher auch die wenigsten Prediger in dieser Kirche verstanden werden.

Die Stadt scheint in den vorigen Zeiten von einem viel beträchtlicherem Umfange als sie nun ist, gewesen zu seyn; sie litt aber durch Feuersbrünste und Kriegsdrangsale in ältern und neuern Zeiten beträchtlichen Schaden. Folgendes tragikomische Factum steht vielleicht hier nicht am unrechten Ort. In dem ersten Jahrzehend des 15ten Jahrhunderts stand das Rheinthal unter der Herrschaft der benachbarten Appenzeller, die der Schrekken und die Furcht aller umliegenden Mächte jener Zeit waren, und selbst

 mit

mit ihrer geringen Mannschaft die damaligen Kaiser und Könige nicht fürchteten. Sie waren eben damals in einen langwierigen Krieg verwikkelt mit dem Herzog Friedrich von Oestreich, der im Jahr 1510 in das Rheinthal einfiel, und die Stadt Rheineck; wohin sich 200 Mann Appenzeller geworfen hatten, durch seinen Landvogt Hermann v. Sulz mit 7000 Mann belagern ließ. Vier Tage lang hielt sich diese kleine Besatzung meisterhaft; da sie sich aber ausser Stand sah die Belagerung lange auszuhalten, und gegen ihre Feinde sich viel zu schwach fühlte, so suchte sie sich mit List zurückzuziehen. Indeß demnach die Soldaten aus der Stadt fielen und solche Bewegungen machten, als wenn sie sich im freyen Felde mit dem Feinde schlagen wollten, wodurch sich der feindliche General aufgefordert fühlte, sich zurückzuziehen und in Schlachtordnung zu stellen, so pakten die Bürger, abgeredeter Massen, ihre Habseligkeiten zusammen, stekten die Burg und Stadt in Brand, eilten unter dem Rauche den Berg hinauf, und stellten sich hinter ihre Landwehre. Voll Verdruß zog nun der Graf durch das Rheinthal hin, nahm Alles in Besitz, was ihm in die Hände fiel, und gedachte noch Altstädten einzunehmen, bevor er die Appenzeller in ihrer Heimath besuchen wollte. Auch hier befand sich eine Besatzung, die zwar nur aus 400 Mann bestund, aber den Berg hinter der Stadt inne hatte, ungehindert ein und ausziehen, und mit ihren

Lands=

Landsleuten Gemeinschaft pflegen konnte, öfters auch so günstige Ausfälle wagte, und dem Feind so grossen Abbruch that, daß sich der Graf von Sulz mit 7000 Mann nicht getraute die Stadt zu erobern, sondern den Herzog von Oestreich um Unterstüzzung mit mehr Mannschaft bat. Dieser erschien auch bald darauf mit einer auserlesenen Armee von 12000 Mann, (was in den damaligen Zeiten schon von grosser Bedeutung war,) begleitet von 120 Personen Feldmusik und 100 Freudenmädchen, und gedachte ohne viel Federlesens mit den Appenzeller Männlen fertig zu werden. Der Hauptsturm ward beschlossen, und am Abend vor dem Angriff allen Officieren und Gemeinen ein Freuden- und Jubelfest gegeben, damit jeder desto muthiger bei frühem Morgen zum Einhauen bereit seyn möchte. Der Herzog selbst hielt in der Stunde des Angriffs eine kurze Anrede an seine Soldaten: ermahnte alle zur Tapferkeit, befahl selbst des Kindes im Mutterleibe nicht zu schonen, und alles ohne Pardon niederzuhauen. Der Sturm begann, der Feind rükte vor die Stadtmauer, wunderte sich aber nicht wenig, als sich innerhalb der Stadt und auf den Mauern niemand hören noch sehen ließ. Da man jedoch die List der Appenzeller schon kannte, so sah man dies für ein Stratagem an, traute dem Dinge nur halb, und jeder war um desto mehr auf seiner Hut, um nicht überlistet zu werden. Man erstieg endlich glüklich die Mauern und — noch keine Gegenwehr. Man

stieg in die Stadt, öffnete die Thore, um die übrige Mannschaft desto bequemer einmarschiren zu lassen, versah sich aber gleichwohl mit jeder Minute eines verstekten Angriffs. Man gieng in die Wohnungen der Einwohner, verbreitete sich durch die Stadt, und da man endlich sah, daß sich die Bürger und Soldaten in der Nacht mit Weib und Kind, mit Sack und Pack davon geschlichen und ins Appenzellerland hinaufgezogen hatten, auch keine menschliche Seele anzutreffen war, so gerieth der Herzog über diesen Schimpf in eine solche Wuth, daß er die Mauern der Stadt niederreissen, die Häuser verbrennen und alles ruiniren ließ, was er darinnen vorfand. Nach dieser Heldenthat zog er mit seiner 20,000 Mann starken Armee wieder nach Haus, indem er gewarnt wurde in das Appenzell selbst einzufallen. *)

Finden Sie nicht eine ungemein grosse Aehnlichkeit zwischen der Art der Einnahme und Verwüstung dieses Städtchens, und der einst dem gallischen Feldherrn Brennus gelungenen Einnahme und Zerstörung des alten Roms.

Altstädten war die erste Gemeinde des Rheinthals, die die verbesserte Religionslehre Zwinglis bei der Reformation annahm, und der bekannte D. Andreas Carlstadt ihr zweiter reformirter Prediger.

*) S. Appenzeller-Chronik von Gabriel Welser. St. Gallen, 1740.

diger. Die Lebensumstände und besonders die unangenehmen Ereignisse, die Letzterem in der letzten Periode seines Lebens begegneten, interessirten mich einigermassen so, daß ich es der Mühe werth achtete darüber nähere Nachrichten allhier bei sachkundigen Männern einzuziehen; und ich trage um so weniger Bedenken, Ihnen darüber etwas mitzutheilen, da ich mir schmeichle, dadurch etwas zur Ergänzung und Berichtigung einer Stelle aus D. Planks Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs beitragen zu können. *)

Der Sakramentsstreit, den Luther mit Carlstadt lange Zeit führte, entfernte die Gemüther jener beiden Gelehrten und bisherigen Freunde so weit, daß es Carlstadt am Ende für's Rathsamste hielt, um schlimmern Folgen vorzubeugen, Sachsen heimlich zu verlassen, und in einem andern Lande sein Unterkommen zu suchen. Er lebte damals zu Kemberg in so dürftigen und misslichen Umständen, daß er, wie Arnold meldet, seine hebräische Bibel verkaufte und omnibus vitae rebus destitutus, praeter uxorem et tres liberos, et quidem mares, (so schreibt Bucerus) in Strasburg ankam. Martin Bucerus, damaliger Professor der Theologie da-

*) S. D. Plank. Geschichte der Entstehung, der Veränderung und Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs 2ter Band, 2te Aufl., S. 249. nota 83.

daselbst, und Wolfgang Capito, Domprediger zu Basel, der sich aber gerade zu der Zeit zu Strasburg aufhielt, gaben ihm Empfehlungsbriefe nach Basel mit, wo er 1529 anlangte und bei Oecolampadio eine freundschaftliche Aufnahme fand. Der Druck des Elendes, in dem er sich bisher befunden, mancherlei Verfolgungen, eine große Armuth und die Ungewißheit seines Aufenthaltes, hatten eine solche Wirkung auf seine Seele gemacht, daß es uns nicht wundern darf, wenn sein Gemüth mit einem schwarzen Schleier gleichsam überzogen ward, und der gebeugte Mann in einen heftigen Grad von Misanthropie herabsank. Auch zu Basel war sein Aufenthalt nicht von langer Dauer, da ihm Oecolampadius keine seinem Stande angemessene Versorgung anweisen konnte; er sandte ihn also nach Zürich mit einem Empfehlungsschreiben von ihm und den obengenannten Freunden, worin Zwingli gebeten wurde: diesen Mann, der bisher so viel Ungemach und Verfolgung gelitten, dadurch aber die ihm anhängende Unfreundlichkeit in etwas abgelegt und gemildert habe, *) zu einem Pfarramte zu verhelfen. Zu Zürich wurde er wegen seiner Armuth, und weil er seine Frau und Kinder bis auf weitere Verfügung in Basel zurückgelassen hatte, obrig=

*) Bucerus schrieb an Zwingli: Vir, nisi omnia fallant, pure pute Christianus.

obrigkeitlich verpflegt *); auch war er so glücklich (im Jahr 1530) das Diakonat und die Predigerstelle im Spital zu erhalten, welche er aber gar bald wieder ablegen mußte, da er wegen seiner sächsischen Mundart nicht wohl verstanden, und auf der Kanzel deshalb ungern gehört wurde. Bald nachher und noch im gedachten Jahre zeigte sich eine andre Versorgung durch die vakante reformirte Predigerstelle in Altstädten, welchen Posten er auch auf die Fürsprache Zwingli's erhielt und mehrere Jahre mit Ehre und Ruhm bekleidete. Die traurige Niederlage der reformirten Streiter gegen die Päbstler bei Kappel im Kanton Zürich 1531 setzte der bisher immer mehr um sich greifenden Reformation in der Schweiz auf einmal Schranken, und hatte auch für das Rheinthal viele unangenehme Folgen, indem viele Kirchen den Katholischen wieder eingeräumt, die Reformirten verfolgt, und viele von ihrem Glauben abwendig gemacht wurden. Dieser unerwartete Schlag erschreckte das furchtsame Herz Carlstadts so sehr, daß er plötzlich seine Gemeinde im Rheinthal verlies, und wegen vermeinter Todesgefahr (wie Rainaldus meldet,) im gedachten Jahr 1532 wieder nach Zürich floh, wo er die dasigen Prediger unterstützte, und oft wöchentlich fünf-

bis

*) Zwingli schrieb an Heinr. Bullinger: Strenue pauper est, quapropter quidquid potestis juvate et opitulamini.

bis sechsmal die Kanzel besteigen muste. Einige Jahre nachher erhielt er einen Ruf nach Basel, den er zwar anfänglich ablehnte, nachher aber doch, durch eine ehrenvolle Gesandtschaft dahin berufen, annahm, worauf er denn allda, von 1534 an, die Predigerstelle bei St. Peter mit dem grösten Beifall seiner Gemeinde und aller Zuhörer bekleidete, seine schriftstellerische Laufbahn, die so dornenreich für ihn war, beschloß, und bis an sein Ende, welches den 24ten des Christmonats 1541 erfolgte, mit dem Ruhm eines frommen und rechtschaffenen Mannes aus der Welt gieng.

Fünfter Brief.

Inhalt.

Knaben=Institut zu Altstädten. Die sehenswerthen Krystallhöhlen bey Kobelwies. Beschwerliche Reise ins Appenzeller Land. Erhabener Naturgenuß bei der Kapelle am Stoß wenn man zurück ins Rheinthal und in die umliegende Gegend blickt. Lage von Gaiß; Schottengäste daselbst. Künstlich nachgemachte mineralische Wasser von Ziegler in Winterthur.

Gaiß im Kanton Appenzell
den 21ten Heumonat.

Da bin ich nun an dem Orte meiner eigentlichen Bestimmung, an dem Fusse der Alpen, in einem, von meinem freundlichen Wirthe mir eingeräumten kleinen, aber niedlichen Stübchen, das mir die erhabenste Aussicht über das ganze Appenzeller Gebirge gewährt, und suche mich nun, bevor ich mit der Gaißschottenkur den Anfang mache, in meiner neuen Lage bestmöglichst zu orientiren. Weil ich Ihnen

aber noch einen kleinen Nachtrag über das schöne Rheinthal zu liefern habe, so benuzze ich sogleich dazu die Stille der ersten Nacht. Zu Altstädten ward ich bei einem Spaziergang in die umliegende Gegend mit einem jungen Teutschen Herrn Memel aus Franken bekannt, der sich hier niedergelassen, und ein Erziehungs-Institut für Knaben errichtet hat, das zwar im Ausland wenig bekannt seyn mag, aber in verborgener Stille schon mehr geleistet hat, als so manches andere in aller Welt berühmte Pädagogium, das erst durch erkünstelte Posaunentöne aus allen fünf Weltgegenden die Zöglinge zusammengeblasen hat. Ich bin überzeugt, daß ein Reisender, welcher solche Anstalten liebt, den Familienzirkel des Herrn Memel nie unbefriedigt verlassen wird. Und eben so gewiß darf sich auch der Freund der Natur einen süssen Genuß in den berühmten Krystallhöhlen versprechen, die am Fusse des Berges Camoor bei dem Bade zu Kobelwies über Altstädten hinauf liegen, und von jedem Reisenden aufgesucht zu werden verdienen. Der Eingang ist zwar beschwerlich und abschrekkend, indem man ohngefähr 30 Schritte weit auf dem Leibe dahinkriechen, und mit einem Lichte versehen seyn muß, wenn man diese unterirdischen Schönheiten recht betrachten will. Allein nach überstandener Beschwerlichkeit wird man stattlich belohnt. Man tritt nun in die erste Höhle, die einer kleinen Kapelle gleicht, in welcher man auf allen Seiten den Bergkrystall in sol-

solcher Menge findet, daß man ganze Zentner davon hinwegführen könnte. Dieser Spiegelspat oder Cryſtallus Islandica heißt auch Rhomboidalspat, weil er immer in einen Rhombus zerfällt, wenn er zerschlagen wird. Doch hat er mit dem eigentlichen Krystalle nichts als die Durchsichtigkeit gemein, und ist auch nicht so hart. Aus dieser Höhle gelangt man etwas aufwärts zu einer zweiten, in welcher das Kobelwieser Badewasser zur linken Seite durch eine Kluft vorbei rauscht. Will man noch weiter vordringen, so gelangt man endlich zu einer dritten Höhle, die ziemlich lang und breit und zwei Mann hoch, aber so finster ist, daß auch ein helles Licht keinen deutlichen Schein mehr verbreitet. Auch in diesen beiden Höhlen finden sich lauter Krystallfelsen, die zwar mit einer Rinde von lehmichter Erde überzogen sind, davon man aber nach Belieben, vermittelst eines Hammers, eine große Menge abschlagen kann. — Noch trift man in den Eingeweiden des Camoors mehrere solche Höhlen an, die mit Mondmilch (lac lunae) und allerlei Stalactiten überzogen sind.

Gestern bei frühem Morgen wanderte ich über einen sehr beschwerlichen und fast anderthalb Stunden hohen Berg aus dem Rheinthale in den freien Kanton Appenzell hieher. Sie werden mir's wohl glauben, wenn ich schreibe, der Weg war mühsam und kostete mich manchen Schweistropfen, da ich das Bergsteigen ohnedies noch nicht gewohnt bin. Die

Strasse war zwar gut, aber so steil und jähe, daß ich dem Strassen-Inspektor keine Lobrede würde gehalten haben, wenn er gegenwärtig gewesen wäre. Zu Gaiß erfuhr ich, daß sie erst seit der Revolution auf Veranlassung und Befehl der Franzosen angelegt worden sey, und weil es mit Eile habe geschehen müssen, habe man keine grosse Accuratesse dabei beobachtet; obschon eine bequeme Landstrasse für den ganzen Kanton Appenzell hinab ins Rheinthal ein ungemein grosser Vortheil seyn würde, da die Verbindung und der Handelsverkehr beider Nachbarn so beträchtlich ist. Nicht alle Einwohner in Appenzell Inner-Roden sehen aber dies ein, daher sie es auch nicht für gut fanden, gute Strassen in ihrer Mitte anzulegen.

Endlich erreichten wir die sehnlich erwünschte Höhe, und gelangten zur Kapelle am Stoß genannt, die aus den alten Kriegszeiten der Appenzeller merkwürdig ist. Ich warf mich auf den Grasboden nieder, und kehrte zum letzten Mahl beim Abschied meinen Blik ins Rheinthal zurück, weil ich dasselbe wohl ferner nicht mehr sehen werde. In der That, es war als ob ich nicht Augen genug hätte, um die glänzende Gegend zu überschauen. Die kolossalischen, zum Theil mit Schnee bedeckten, Gebirge Tyrols, die lachenden Hügel und Sommerwohnungen reicher Familien des Rheinthals und die unzählbare Menge von Städten, Dörfern, Burgen und Kapellen diesseits und jenseits des Rheins, die

spiegelhelle Wasserflut dieses jugendlichen Flusses — fesselten meine ganze Aufmerksamkeit, und wenn Sie alle diese Gegenstände in Ihrer Einbildungskraft, so schön Sie nur wollen, zusammenstellen, so bleibt doch das Ganze noch weit hinter dem einzig wahren Naturbilde zurück. Ich machte mich auf, um Gaiß zu erreichen, welches sich in der Ferne mir zeigte. Auf meinem Wege dahin machte ich die Bemerkung, die ich auch in der Folge bestättiget fand, daß nirgends die Bauart der Flekken und Dörfer auffallender sey, als in diesem Lande. So weit mein Auge in die Entfernung reichte, bildet das ganze Appenzell gleichsam eine grosse Wiese, und jedes Haus liegt mitten in dem dazu gehörigen Gute, dessen Bewohner mehrentheils seine kleine Waldung, ein Gärtchen, das freilich oft nur etwas grösser ist als ein grosser Tisch, und bisweilen etwas Feld zugleich mit überschauet. Diese an und auf den so lieblich grünenden Hügeln liegenden Wohnungen, die sich fast allesammt, vorzüglich in Appenzell Ausser-Roden oder im reformirten Theile des Kantons durch Ordnung und Reinlichkeit vor vielen Landhäusern anderer Länder merklich auszeichnen, gewähren dem Auge den entzükkendesten Anblick, und man kann im ganzen Lande nicht leicht einen Schritt thun, ohne eine oder mehrere solcher Wohnungen zu sehen, welche dem fremden Auge Stoff zur lebhaftesten Bewunderung geben.

Ach! daß Ihr hier wäret, meine Geliebten! um mich willkommen zu heissen in diesem Lande des Segens, wo die Natur ihren Kindern ein stätes lachendes Antlizz zeigt, und alle ihre Kräfte aufbietet, Noth und Elend von ihnen abzuwenden. Es ergreift mich ein eigenes Gefühl, wenn ich die langen Ketten unermesslicher Alpen zum erstenmal in ihrer Nähe erblikke, wenn ich in die Ebene von Gaiß trette, die, so weit mein Auge reichet, nur eine lange Wiese zu seyn scheinet, die mit vielen hundert Häusern überstreuet ist. — Der Schlaf verlangt seine Opfer, und ich breche für heute ab.

Gaiß d. 13. Heumonat.

Der Ort meines gegenwärtigen Aufenthaltes hat ungemein viel Angenehmes und Reizendes für einen Fremden, der sich hier einige Wochen lang zerstreuen, im freyen Genuß der Natur im Kreise einer muntern Gesellschaft sein Gemüth aufheitern und an Körper und Geist gestärkt wieder in den Schoos der Seinigen zurückkehren will. Gaiß hat eine überaus romantische Lage, und ist ohnstreitig der höchste Ort im ganzen Appenzeller Lande. Aber ob gleich die Situation sehr viel Angenehmes hat, so ist doch im Grunde die Gegend etwas kahl, und nicht sehr abwechselnd, welches um so mehr in die Augen fällt, wenn man aus dem paradisischen Rheinthal in diese Landschaft tritt. Sie bietet dem

Auge

Auge des Reisenden hie und da, und besonders am Wege nach Appenzell, viel Ried= und Torfboden, einfarbige Wiesen und ekle Gehäge dar, die weder mit Fruchtfeldern, noch mit Baumanlagen durchbrochen sind. Seine Einwohner sind sehr betriebsam und fleisig, und befinden sich bey ihrem beträchtlichen Musselingewerb in einem blühenden Wohlstand. Und schon ihre grossen geschmackvollen Wohnungen, die angenehm ins Auge fallende Bauart ihrer hölzernen Giebelhäuser, der schöne geräumige Gemeindeplatz an der Kirche, am Pfarr= und Wirthshause, wo überall Reinlichkeit und Ordnung sichtbar ist; kurz Alles nimmt für diesen Ort ein, und erzeugt den Gedanken: hier ist angenehm wohnen.

Kein Wunder also daß sich jährlich aus allen Gegenden der Schweiz und dem benachbarten Teutschland eine Menge Kurgäste hier versammlen, die am Fuß des majestätischen Alpsteins, im reinen Genuß der Bergluft, ihre verlohrne Gesundheit wiedersuchen. Aber Herr Ebel, der neueste und zuverlässigste Reisebeschreiber über die Schweiz, irret sehr, wenn er in seiner Schrift: Schilderung des Gebirgsvolkes von Appenzell, in der Meynung steht, daß nur kränkliche Personen sich hieher begeben, um die Gaißschotten zu trinken; denn ich finde, es geht hier eben so zu, wie in mehrern teutschen Bädern, wo viele nur des Vergnügens wegen, an Orte sich wenden, wo man in angenehmen Zerstreuungen, in Zeit und Vermögen tödenden Spielen

Tage und Nächte verschwelgt, oft mehrentheils nur der Göttin Cytherea huldiget, und nicht selten an Leib und Seele geschwächter den Heilort wieder verläßt, als man in ihn gekommen ist. Wenn auch dieß nicht in dem Grade von Gaiß zu sagen ist, so glaube ich doch mehrere Personen, besonders aus dem schönen Geschlechte, bemerkt zu haben, von welchen gilt, was jener alte Dichter singt:

Spectatum veniunt, veniunt spectentur ut ipsae.

Man rechnete die Anzahl der sämmtlichen Kurgäste bei meiner Ankunft auf hundert Personen, und ich lernte Berner, Zürcher und Winterthurer Herren und Damen kennen, ja aus den meisten Kantonen der Schweiz befanden sich Personen hier. Auch Landsleute von T** traf ich an, und wir schlossen uns näher zusammen. Nicht wenig muste ich mich verwundern, da ich sogar aus den angesehensten und reichsten Häusern von Wien ganze Familien ankommen sah, die, ich weiß nicht, ob den Gaißschotten zu lieb oder aus andern Gründen hieher kamen. Selbst aus dem fernen Berlin ist die Schwester oder Gemahlin des Generals und Grafens von Kalkreuth mit einem ansehnlichen Gefolge in Gaiß, und gedenket sich eine Zeitlang hier aufzuhalten. — Aber wer möchte die nennen, die da ab- und zureisen? Ich führe nur um deswillen Ihnen, lieben Eltern, das Vaterland einiger Kurgäste an, damit Sie sehen, wie die Nachricht von der Wirkung dieser heil-

sa-

samen Molkenkur, auch in die entfernten Hauptstädte von Wien und Berlin müsse gedrungen seyn.

Auch ich habe gestern einen glücklichen Anfang mit meiner Schottenkur gemacht, und nach der Vorschrift eines einsichtsvollen und beliebten Arztes, dem ich meine Umstände entdeckte, geniesse ich die Schotten mit Verbindung des Pyrmonter Wassers. Diese Gaißschotten sind sehr lauter und von süssem Geschmack, öffnen den Leib, und heben verborgene Verstopfungen; sie versüssen und reinigen das Geblüt, und thun der Brust sehr gute Dienste; sie stärken den Magen und die Eingeweide, und indem sie warm, und anfänglich nur ein oder wenige Gläser, von Tag zu Tag aber deren immer mehrere, getrunken werden, so führen sie nicht nur gelinde ab, sondern reizen und befördern auch den Appetit ungemein. Dies sind ohngefähr die Wirkungen, die man sich im Allgemeinen von dieser Kur versprechen darf. Was sie nun bei mir hervorbringen wird, — muß der Erfolg erst lehren.

Das Pyrmonter Wasser, so mir zu trinken verordnet ward, ist keineswegs das eigentliche in den Bädern von Pyrmont geschöpfte Mineralwasser, sondern es wird in Winterthur von dem geschikten Chemiker, Jakob Ziegler, künstlich verfertiget, welcher ausgerüstet mit einer genauen Kenntniß der wahren Bestandtheile des Mineralwassers, eine gleiche Zusammensetzung der mineralischen Theilchen durch Kunst zu bewirken weis, und dieses sowohl als Sel-

ter=Spaa=Bitter= und mehrere andere Wasser nachahmt, und damit so glücklich ist, daß er in der ganzen Schweiz, und vorzüglich in Brunnen= und Badanstalten, jährlich einen beträchtlichen Absatz bisher gemacht, und auch sich dadurch ein schönes Vermögen zusammen gebracht hat. Nur Schade! daß er nicht immer mit gleicher Accuratesse arbeitet und die mehrern Bestandtheile nicht gleichmässig abmisst, wodurch oft der Nachtheil entspringt, daß eine Bouteille Pyrmonter= oder anderes Wasser, kräftiger oder schwächer als die andre ist. Ich erhielt hier die Bouteille Pyrmonter Wasser, die nicht ganz die Grösse einer Champagner Flasche hat, für 40 kr. oder 10 gr. Reichsgeld. In der Hinsicht, daß die natürlichen Mineralwasser wegen der langen Reise von ihrer innern Kraft, von ihrem Brunnengeiste, verlieren, auch öfters unverdauliche Bestandtheile als Gips, Kalkerde rc. bei sich führen, wodurch denn natürlich der Kranke bisweilen allerley Beschwerden empfinden muß, gebe ich gerne zu, daß diese künstlich bereiteten Wasser einigen Vorzug vor den natürlichen haben mögen, besonders wenn wegen allzu grosser Entfernung es fast unmöglich ist, das Wasser von dem Brunnen hinweg kommen zu lassen, und Herr Ziegler seinen Wassern nicht nur die heilsamen festen Bestandtheile immer in gleicher Portion mittheilt, sondern auch die oft unverdaulichen Substanzen, die nicht selten in beträchtlicher Menge darinnen enthalten sind, und die den Kranken öf-

ters.

ters Magenbeschwerden verursachen, entfernt. Gleichwohl lobe ich mir die Natur; und nie wird wohl die Kunst ersezzen, was der Schöpfer seit Jahrtausenden in den unterirdischen Werkstätten der Natur, in verborgenen Klüften und Felsen, kocht und bereitet. Daher erklären sich die hiesigen Aerzte, mit denen ich über diesen Gegenstand sprach, theils für, theils wider dieses künstliche Wasser.

Sechster Brief.

Inhalt.

Natürliche Lage des Kantons Appenzell; starke Bevölkerung; neueste Volksmenge und Grösse des Landes; Industrie; Musselin- und Baumwolltuchweberei, der vorzüglichste Nahrungserwerb seiner Bewohner.

Gaiß d. 16. Heumon.

Ich will es jezt versuchen, Ihnen über die natürliche Lage und Beschaffenheit, Bevölkerung, Industrie und Viehwirthschaft dieses Berglandes einige Nachrichten mitzutheilen, und sobald ich über die demokratische Regierungsverfassung dieses Kantons nähere Auskunft werde erhalten haben, will ich Ihnen auch hierüber das Eine und Andre schreiben, da ich glaube meine Zeit und Musse hier nicht besser anwenden zu können, als wenn ich mit solchen und ähnlichen Gegenständen meine Wissbegierde befriedige. Zwar dürfte ich Sie nur hierüber auf die neusten Werke eines Ebel und Normann verweisen, welche in geographisch-statistischer Hinsicht die grösse-

festen Verdienste um dieß Land haben; allein da ihre Berichte sich noch aus den Zeiten vor der Revolution und der neuen Regierungs-Veränderung herschreiben, und der Kanton Appenzell in einem Zeitraume von 10 und mehreren Jahren gar mancherlei Veränderungen erlitten hat, so hoffe ich, daß meine neusten Bemerkungen hieüber Ihnen nicht ganz unwillkommen seyn werden.

Die Appenzeller, dieses interessante Alpenvolk, haben nicht nur in ihrem Charakter mancherlei Eigenheiten und viel Ausgezeichnetes vor den übrigen Kantonsbewohnern der Schweiz, sondern auch das Land selbst und seine natürliche Lage ist von allen übrigen Kantonen ganz verschieden, indem es ringsumher von dem Kanton St. Gallen eingeschlossen, und über alle umliegende Landschaften beträchtlich erhaben liegt. Der Reisende, welcher von der Mitternachtseite, aus St. Gallen, den Kanton betritt, muß gleich hinter der Stadt beträchtliche Anhöhen ersteigen, um dahin zu gelangen. Wer aus dem angränzenden Toggenburg, von der Abendseite, hinein kommt, muß erst vorher bei dem Dorfe Peterzell, einen mässig hohen Berg passiren, bis er die Gränze von Appenzell erreicht. Und wie mühsam ist nicht von Osten her der steile Altstädter Berg zu erklettern, ehe man in die hiesige Gemeinde Gaiß gelangt? Von Mittag her ist wegen der drei grossen Gebirgsketten, die sich alle von Morgen gegen Mittag ziehen, das Land im Grund gar nicht zugänglich

lich und offen. Doch wer einen recht rauhen und ungebahnten Weg besteigen will, und keine Mühe und Gefahr scheuet, der erklimme nur in der ehemaligen Grafschaft Sar, hinter dem Dorfe gleiches Nahmens, die hohen Alpen, so wird er auf einem schmalen Gaiß= und Gemsenweg, nach einer fünf bis sechs Stunden langen mühsamen Reise, das Ziel seiner Wünsche endlich erreichen.

So, meine Lieben! hat die Natur dieses Land seiner Lage nach ganz vorzüglich ausgezeichnet, und wer sollte glauben daß dieser gebirgigte Kanton, in welchem sich kaum eine viertelstunden lange Ebene befindet, von Seiten seiner reformirten Einwohner, nebst dem Rheinthal, vielleicht einer der bevölkertesten Landstriche in ganz Europa ist? Man rechnet nähmlich in Appenzell Ausser=Roden auf die Quadratmeile beinahe 6000 Menschen; und da Inner=Roden oder der katholische Theil des Kantons drei und eine halbe Q. Meile, und Ausser=Roden fast 7 Q. Meilen enthält, so nimmt man ohngefähr eine Bevölkerung von 51600 Seelen an, wovon auf den reformirten Theil 38538 und auf den katholischen 13000 kommen; eine Volksmenge, die für ein Ländchen von 10 bis 11 Stunden Länge und 6 Stunden Breite in der That beträchtlich genannt werden kann *), zumal wenn man annimmt, daß dieß

Land

*) S. Lesebuch für die Jugend in Schulen und Haushaltungen 1805. Herisau u. Trogen. Hier

Land seiner Lage nach zur Landeskultur uneben, rauh und oft an mehreren Orten ganz unzugänglich ist, wovon man sich ganz deutlich überzeugen kann, wenn man nur einen Weg von wenig Stunden zurükgelegt hat, da man nicht im Stande ist eine Viertelstunde zu durchwandern, ohne nicht fürchterliche Tobel (Bergspalte) oder Tiefen, selbst oft mit Lebensgefahr, passiren zu müssen.

Wer sollte wohl glauben, daß die Einwohner dieses kleinen Berglandes, von Natur ein Hirtenvolk, bei ihrer starken Viehzucht zugleich einen sehr lebhaften und durch den ganzen Kanton ausgedehnten Handel mit Musselin- und Baumwolltüchern treiben, der zu einer solchen Grösse und Vollkommenheit gediehen ist, daß sie in vielen Artikeln ihrer Fabrikate die englischen an Güte vielleicht übertreffen, und an Schönheit ihnen beinahe gleichkommen. Ich machte am vergangenen Freitag einen Abstecher nach Herisau, dem vorzüglichsten Handelsplazze dieses Kantons Ausser-Roden. Der hiesige Landmann nennt es ein Dorf, aber wie mich dünket, mit Unrecht; es ist vielmehr ein schöner Flekken, der theils durch städtische Bauart, schöne helle Strassen, Lebensart der reformirten Einwohner, die man nach den neuesten Zählungen auf 6571 Seelen angiebt, theils durch seinen ausgebreiteten Han=

findet man die Bevölkerung jeder reformirten Gemeinde nach der neuesten Zählung angeführt.

Handel, welcher sich über einen grossen Theil Frankreichs, Italiens und Teutschlands erstrekt, mit allem Recht zu den kleinen Handelsplätzen der Schweiz gezählt werden kann, und wo nebst St. Gallen die bedeutendesten Handelsgeschäfte in der ganzen östlichen Schweiz gemacht werden. Hier hatte ich Gelegenheit mich einigermassen selbst davon zu überzeugen, da auf dem hiesigen Marktplazze und in den Familien der angesehensten Handelshäuser eine solche Lebhaftigkeit und Thätigkeit herrschte, die man nur sonst in grossen Handelsstädten zu suchen gewohnt ist; und doch stehen die Geschäfte dieses Jahres keineswegs mehr mit denen in Vergleich, die in dem vorigen gemacht wurden, aus Ursachen, die ich weiter unten anführen und auseinanderlegen will.

Die Musselin-Fabrikation scheint der Haupt-Nahrungszweig der Appenzeller zu seyn. In ganz Appenzell A. R. (Ausser-Roden) scheint sie mit der Viehzucht seit mehreren Jahrzehenden gleichsam zum allbelebenden Athem geworden zu seyn. Aus dem Webkeller *) bezieht der Appenzeller Geld zu Bestreitung häuslicher Bedürfnisse, und die Milch seiner Kühe verschafft ihm die tägliche Nahrung und Speise. Wohl wenige Familien wird man im reformirten Theile dieses Landes finden, deren Beschäftigung nicht Musselin- und Baumwolltuchweberei

*) Im ganzen Appenzell werden die Musseline nicht in Stuben sondern in hellen, besonders dazu eingerichteten Kellern gewoben.

rei wäre; und bevor noch die englischen Musseline bekannt und alle Weltgegenden damit überschwemmt wurden, stand dieses Gewerb hier auch im grössesten Flor, alle Stände sassen in Glück und Wohlstand, und selbst kleine Kinder waren im Stande durch Spinnen und Spulen sich täglich mit geringer Mühe etwas Beträchtliches zu verdienen. Der Einfältigste weiß noch stundenlang von jenem allgem. Wohlstand, von dem Flor des Handels, von dem schönen Verdienste, von dem Ueberfluß der in Hütten und Palästen herrschte, zu erzählen. Dies waren nach dem Zeugnis Aller die goldenen Zeiten für dieses Land; aber ich sage, nur in Rücksicht des Verdienstes und Gewinnes, denn ich glaube, daß jenes goldene Zeitalter im Ganzen genommen, mehr zum Verderben als zum Glük der Einwohner gereichte, da der altschweizerische biedre Sinn, die edle und gerade Denkungsart, die brüderliche Treue und Rechtschaffenheit, die die Würze des menschlichen Lebens ausmacht, und andre gute Eigenschaften dadurch ausarteten, und an ihre Stelle List und Verschlagenheit, Wucher und Betrug traten, und Weichlichkeit in der Lebensart, Verschwendung bei reichlichem Verdienst, Neigung zur Pracht und zum Kleiderschmuk bei Personen, die kein Vermögen besizzen, sondern blos von ihrem täglichen Verdienste leben müssen, die Sünden der Wollust und mehrere andere Laster, die man vorher kaum dem Nahmen nach kannte, bekannt und einheimisch gemacht wurden. Verderbliche Sit-

ten,

ten, die die physischen und moralischen Kräfte des Menschen schwächen, die den Muth und die Tapferkeit in Feigheit und elenden Sclavensinn verwandeln, das Mark des Landes austrocknen, und die Liebes- und Freundschaftsbande auflösen, wurden dadurch ins Land gezogen, und waren die traurigen Vorboten eines noch schlimmern Zustandes, in welchen dies Volk in der Revolution sich stürzte. Und die Geschichte aller Reiche und Nationen bestätiget ja, daß sittenentnervender Reichthum die erste Quelle des öffentlichen Verderbens, und zulezt des Untergangs republikanischer Verfassungen ward; denn der Arme und Genügsame sucht seinen Werth in sich selbst, in seinen Talenten und Tugenden, der Reiche aber ausser sich, in Glanz, Aufwand und Bequemlichkeit. Die alten Freistaaten von Griechenland und Rom befanden sich nur so lange in ihrem höchsten Flor, als ihre Sitten noch unverdorben und einfach waren, und Napoleon der Grosse gab der fränkischen Nation nur deshalb eine andre Staatsverfassung, weil er wohl sah, daß sie nicht im Stande sey, die republikanische lange behaupten zu können.

O! wie sehr hätte der kleine demokratische Staat von Appenzell sich den Dank und die Achtung seiner Nachkommen sichern können, wenn er in jenen blühenden Zeiten etwas, nur etwas Weniges zum Wohl des Ganzen gestiftet, gute Schul- und Erziehungs-Anstalten, zwekmässige Armen- Waisen- oder Ar-

beitshäuser errichtet, oder nur wenigstens die vorhandenen Dorfschulen verbessert hätte! Aber es entstand nichts, was noch jezt als ein würdiges Denkmal aus jenen guten Zeiten zu betrachten wäre.

Jener allgemeine blühende Handelsflor dauerte aber nicht lange, denn so bald die Englischen Musseline eben die Wege geführt wurden, die die hiesigen giengen, und jene Maschinenfabrikate weit wohlfeiler geliefert werden konnten, als dies der Schweizer zu thun im Stande war, der die Baumwolle nicht wie der Engländer aus der ersten Hand bezieht, und keine Spinnmaschinen besaß, so wurde der Appenzeller dadurch in grosse Bangigkeit und Unruhe gebracht, und Webermeister und Spinner auf die niedrigsten Preise herabgesezt. Doch der Spekulationsgeist ersann auch hier Mittel und Wege dem Hunger und allerlei schlimmen Folgen vorzubeugen. Eine ansehnliche Gesellschaft von Kaufleuten in St. Gallen errichtete in den dasigen Klostergebäuden eine grosse Menge englischer Spinnmaschinen, um das Maschinengarn der Engländer entbehrlich zu machen, womit diese Gegend seit einiger Zeit gleichsam überschwemmet und das Baumwollspinnen am Rad, nach altväterlicher Gewohnheit, überflüssig gemacht wurde. Ein Webermeister und guter Mechanikus zu Herisau ersann nach eigenen Ideen eine Spinnmaschine, die von Wasser getrieben wurde, erdachte Zwirn- Haspel- und Kräzmaschinen, Andre führten Geschwindbleichen ein, und der spekulative

Kopf

Kopf des Appenzellers war eifrig bemühet, den Engländern an Feinheit und Wohlfeilheit der Waaren nachzukommen. *)

Allein durch diese künstlichen aus- und inländischen Maschinengarne, verlohr die ärmere Volksklasse fast gänzlich ihren Verdienst; alles Spinnen hörte auf, und eine große Anzahl von Familien wurde dadurch an den Bettelstab gebracht, indem viele Tausende, die bisher von der Baumwollspinnerei ihren täglichen Unterhalt gezogen, dies Gewerb von Jugendauf getrieben, und zu keiner andern Beschäftigung oft Lust und Liebe hatten, um ihren Lebens-Unterhalt gebracht wurden. Es traten zwar bisweilen wieder Zeiten ein, in denen das Baumwollengewerbe wieder einen erwünschten Fortgang nahm; aber solche Perioden waren nur als leuchtende Meteore zu betrachten, die bald wieder verschwanden, da der politische Horizont zwischen Frankreich und England sich verdunkelte. Denn da nach Frankreich der stärkste Waarenabsazz dieser Fabrikate geht, so war es dem jezzigen Kaiser ein Leichtes, durch einen starken Impost auf die Einfuhr Schweizer Tücher dem Handelstand von Appenzell zugleich einen derben Stoß zu versezzen, welches Napoleon der Schützer und Schirmer der Schweizer wohl

*) Quis expetivit psittaco suum χαιρε? picasque docuit verba nostra conari? Ingenii largitor, venter.

wohl nicht gethan haben würde, wenn nicht unter der Firma von Schweizer-Fabrikaten, mehrentheils Englische Waaren nach Frankreich eingeschwärzt worden wären. Und konnte dies dem Beherrscher dieses Reichs wohl gleichgültig seyn, da er nichts strenger verboten hatte, als die Einfuhr feindlicher Insularwaaren? Und weil in der Folge, und wenn ich nicht irre zu Ende des Jahres 1805, die Einfuhr Schweizer Baumwoll- und Musselintücher ganz verboten wurde, so würde dieser Kantòn am Ende genöthiget seyn, diesen Nahrungszweig gänzlich aufzugeben und eine andere Beschäftigung zu ergreifen, wenn nicht die Hoffnung besserer Zeiten den tröstlichen Gedanken in ihm erweckte: es wird doch wieder besser werden! *) Zwar wird noch gegenwärtig lebhaft fabrizirt, und viel gekauft, und ins Ausland versandt, aber wohin und wie es fortgeschaft wird? Dies sind Fragen, die man sich blos ins Ohr beantwortet.

Es ist jedoch Schade, daß dies Land keinen andern Nahrungszweig als die Musselin- und allenfalls

---

*) Non, si male nunc, et olim sic erit.
Rebus angustis animosus atque
Fortis appare: Sapienter idem
Contrahes vento nimium secundo
Turgida vela.

Horat

falls etwas Leinwandweberei kennt, um sich bei einem zu befürchtenden Handelsstillstand vor mancherlei Gefahren sicher zu stellen, und auf zweckmässige Mittel zu denken, der einreissenden Armuth und Verdienstlosigkeit durch andere Beschäftigungen vorzubeugen. Sollte Appenzell bei dem nahen Fall ihrer Manufacturen, nicht auf weit edlere Beschäftigungen bedacht seyn? Ihre vortrefflichen Alpenweiden bieten so erwünschte Gelegenheit dar, auch grosse Schaafheerden zu ernähren, und diese würden ihnen Schaafwolle in Ueberfluß darbieten, und zu Manufakturen der sichersten Art die festeste Basis gewähren. Zunächst sollte dann vorzüglich dahin gearbeitet werden, daß dies rohe Product vervielfältiget, und in möglichster Veredlung im Lande selbst erzeugt würde, da ja nichts verderblicher ist (exempla sunt odiosa) als wenn dies sogleich, wie es bisher immer der Fall war, von der Schur ins Ausland geht; wenigstens sollte es nur als Garn ausgeführt werden können. Die müssigen Baumwollspinner und Musselinweber sollten in thätige Schaafwollspinner und Tuchweber umgewandelt werden; denn überhaupt ist der Tuchmacher ein weit soliderer und frugalerer Fabrikant. Der Musselinweber braucht gar keinen Verlag, und ist bei leichtem Erwerb den Sommer-Insecten ähnlich, die beym ersten Froste erstarrt zu Boden sinken. Der Tuchmacher hingegen ist überall haushälterischer und steckt Alles in den kostbaren Verlag; sein Fabrikat

ist

ist erstes Bedürfniß nach dem Brod, ist weit weniger dem Modewechsel unterworfen, geht in alle Klimate und zu allen Ständen, und ist für die Gesundheit und das allgemeine Beste wohlthätiger. Gewiß wäre dies die unsträflichste und doch sicherste Art das allgefürchtete Monopol der stolzen Insulaner zu bekriegen. Aber diesen Vortheil benüzzt der Appenzeller nicht. Man sieht nur wenige Schaafheerden auf den Rücken seiner weitläuftigen Alpen weiden; die Wolle benützt er auch nicht selbst, sondern verkauft sie auf Märkten an ausländische Ankäufer, die einen größern Werth darein zu sezzen wissen, als er.

Siebenter

~~Vierter~~ Brief.

Inhalt.

Grosser Handelsverkehr in Appenzell A. R. Mangel an Industrie in J. R. Einige Merkwürdigkeiten in Herisau. Mechanisches Genie der Appenzeller. Auffallende Landfarbe. Der Rosenberg ein alter Burgstock. Eine gräßliche Mordthat, welche daselbst verübt wurde.

Gaiß den 18. Heumon.

Der Kanton Appenzell hat in Ausser-Roden viele angesehene Handelshäuser, und mehrere hiesige Kaufleute halten in Frankreich, Italien, Russland 2c. ihre eigenen Comtoirs, und treiben die ausgebreitetesten Geschäfte. Die Familie Zellweger z. B. gehört unter die solidesten Häuser nicht nur dieses Kantons, sondern der ganzen Schweiz, und kann in jedem Lande der Welt für ein grosses Handelshaus gelten. Zu Herisau, Speicher, Teufen, und fast in allen reformirten Gemeinden, befinden sich Handelsherren, die durch ihren glücklichen Handel mit Baumwoll- und Musselintüchern sich ein ansehnliches Vermögen erworben haben, und in die-

diesen Artikeln mit Frankreich die besten Geschäfte machten. In Herisau, wo ich durch ein Empfehlungsschreiben in dem Hause eines angesehenen Kaufmanns Zutritt erhielt, war es für mich ein prächtiger Anblick, eine Menge Musselintücher von ausgezeichneter Schönheit zu sehen, deren Werth noch durch die geschmackvollsten der Natur sehr nahe kommenden Stikkereien in Gold, Silber und Seide erhöhet wurde. Aber noch mehr muste ich mich verwundern, da ich vernahm, daß junge Bauernmädchen vom Lande solche feine niedliche Arbeiten zu liefern im Stande sind, da bei uns nur die angesehensten Frauenzimmer der Stadt auf dem Tambourin zu stikken die Geschiklichkeit haben. Und davon hatte ich einige malen das Vergnügen mich zu überzeugen. Ich sah auf dem Marktplazze junge Mädchen, die bei ihrem kleinen Handel mit Gemüse und Gartenfrüchten sehr eifrig an ihrer Maschine (Tambourin), denn so nennt man hier dieses Instrument, beschäftiget waren, und damit so wenig die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zogen, daß ich als Reisender wohl sah, diese Beschäftigung müsse hier unter den Landmädchen allgemein üblich seyn.

So groß und ausgebreitet nun der Handelsverkehr in dem reformirten Theile dieses Landes ist, desto geringer und unbedeutender ist die Industrie in Inner-Roden, oder im katholischen Theile des Kantons. Hier findet man weder ein Handelshaus

noch einen Webermeister, und alle Manufactur- u. Fabrikwaaren sind dem Inner-Rödner fremd und unbekannt, da er lieber im Schoos der Ruhe und Bequemlichkeit seine Tage bei einfacher Lebensart unter seinen Geisen und Kühen zubringt, als daß er einer grössern Begierde nach Gewinn und Handelsvortheilen in seinem Herzen Raum geben sollte. Der weibliche Theil des Landes beschäftigte sich ehedem zwar ausschlüßlich mit der Baumwollspinnerei, die sich in alle Hütten verbreitet hatte, indem man das Garn an die benachbarten Ausser-Rodner verkaufte; aber auch dieser schwache Schatten von Industrie ist seit der Einführung des englischen Maschinengarns gänzlich verschwunden, da der Spinnerlohn auf den niedrigsten Preis herabgesunken ist, und Niemand mehr auch bei dem anhaltendesten Fleise mit dieser Beschäftigung sich zu ernähren im Stande wäre. Daher sah ich in dem katholischen Flecken Appenzell ganze Gesellschaften junger Mädchen, die mit Aushölen und Stikken am Tambourin für benachbarte Handelshäuser in Trogen, Speicher, Teufen rc. beschäftiget waren, und darin ihren Gewinn suchten. Im Winter insonderheit führt der Inner-Rodner ein wahres Pflanzenleben, und wenn er seine Stallthiere abgefüttert hat, legt er sich auf die faule Bärenhaut auf den Ofen und schläft, oder trägt das Holz zur Feuerung herbei und zerscheitet es, und ist zufrieden, wenn er nur nothdürftig leben und sich in der Welt durchbringen kann.

Bei

Bei meinem Aufenthalt in Herisau wurde ich auf allerlei Merkwürdigkeiten aufmerksam gemacht, die dieser Flekken aufzuweisen hat, und dahin rechnete man den alten Kirchthurm, ein ehrwürdiges heidnisches Denkmal aus den Zeiten vor Christi Geburt, der, wie man mit Wahrscheinlichkeit entdeckt hat, von den Römern zu einem Wachtthurm bestimmt gewesen, und nachher in einen christlichen Kirchenthurm umgeschaffen worden ist. Eine andre Seltenheit, deren schon Prof. Meiners bei seiner Reise durch Appenzell erwähnt, ist ein feines gewobenes Musselinhemd ohne Naht, so ein gemeiner Landmann, Johannes Gmünder von Teufen, auf einer besonders dazu eingerichteten Webemaschine verfertiget hat, welches bei einer hiesigen Handelsfrau Madame Knus, aufbewahret, und auf Verlangen gezeigt wird, was ich aber nicht in Augenschein genommen habe, da diese Dame bei meiner Anfrage nicht zu Hause war.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch einige Nachrichten über den Kunstfleis des Appenzellers, dessen vorzügliche Anlagen zu mathematischen Wissenschaften, besonders in Verfertigung allerlei mechanischer Arbeiten gerühmt zu werden verdienen. Ohne die erforderlichen Vorkenntnisse in dieser Wissenschaft, ohne sonderliche Anleitung, Lehrmeister und Modelle, bringt er alles zu Stande, was er unternimmt, so weit nähmlich menschliche Kräfte es erlauben. Und unter solche mechanische Genies gehört

hört Hans Ulrich Grubenmann von Teufen, der geschickte Baumeister der vorigen Rheinbrükke bei Schaffhausen, die aber in dem vorvorigen französisch-teutschen Kriege von den Franzosen abgebrannt und dadurch ein vortreffliches Denkmal der Brükkenbaukunst vernichtet worden ist. Eben dieser Baumeister hat auch mit seinem Bruder Johannes die Brükke zu Reichenau im Kanton Bünden, und die bei dem Kloster Wettingen über die Limmath 1767 im Kanton Argäu, erbauet, und an andern Orten der Schweiz ähnliche Kunstwerke der Nachwelt zur Bewunderung hinterlassen, von welchen aber der vorhin genannte Krieg nur noch wenige übrig gelassen hat. Dergleichen Genies giebt es in diesem Kanton noch hie und da mehrere, die freilich im Auslande nicht bekannt, aber in stiller Eingezogenheit in ihren Bergthälern leben, ohne von ihrer Kunst und Geschicklichkeit vielen Lärm und Posaunenschall zu verbreiten.

Ehe ich Herisau verlies, wünschte ich noch die umliegende Gegend zu betrachten, die ungemein viel Angenehmes und Reizendes hat, besonders wenn man sich auf einem hohen Standpuncte befindet. Ich nahm daher meinen Weg auf den Rosenberg, ein vor dem Flekken befindliches Ritterschloß aus den Zeiten der grauen Vorwelt, um sowohl die Ruinen selbst, als die vortreffliche Gegend in Augenschein zu nehmen. Auf dem Wege dahin begegnete mir ein obrigkeitlicher Staatsbedien-

dienter in seiner Amtskleidung, die meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Aufzug dieses Mannes war mir als einem Landsfremden so auffallend und die ganze Kleidung so lächerlich, daß wenn ich hätte glauben dürfen, es werde zu Herisau eine Redoute gehalten, ich gewiß diesen Menschen für eine verkleidete Maske angesehen hätte. Die rechte Seite seiner Kleidung bestand aus weissem, und die linke aus schwarzem Tuche; die eine Hälfte seines langen Mantels war ebenfalls schwarz, und die andre weiß; so verhielt es sich auch mit den Beinkleidern und Strümpfen, und auf der einen Seite der Brust stand der Buchstabe V und auf der andern R, welches Usser Roden heissen soll. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, daß es blos ein Gerichtsdiener, oder wie man hier spricht: der Landweibel sey, dessen Kleid die Farbe des Landessiegels, nämlich einen schwarzen Bär in weissem Felde anzeiget. Doch sah ich wohl, daß nur mir ein solcher Aufzug auffallend und anstössig war; denn Niemand fand an ihm einen Gegenstand der Verwunderung oder des Lachens, vielmehr gieng Jedermann ruhig seine Strasse hin.

Endlich erreichte ich den Rosenberg. Meine Mühe ward mir wohl belohnt; denn die Aussicht von demselben in die umliegende Gegend, in die nahe Stadt St. Gallen, ist unvergleichlich und ungemein unterhaltend. Besonders schön ist die Lage von Herisau, das am Fusse des Berges liegt. Auſ-

ser-

serdem sind die Tausend zerstreut umher liegenden Hütten und Wohnungen, die Menge von Musselin-bleichen, die den Ort umgeben, die gen Himmel starrenden Felsen des langen Appenzeller Gebirges, die grünenden sanften Hügel, die sich in lachende Thäler verlieren, und eine Menge anderer Schönheiten, durchaus Gegenstände, welche das Auge entzükken, und die Phantasie mit den angenehmsten Bildern erfüllen. Lange spazierte ich umher, und versetzte mich im Geist in jene Zeiten des fünften und der folgenden Jahrhunderte, wo diese Burg ein berüchtigtes Raubnest damaliger Edelleute, und ein Zwingschloß war, worin manche keusche Dirne ihre Ehre, Freyheit und Leben verlohr. Wie viel würden diese morschen und verfallenen Mauern erzählen können, wenn sie im Stande wären ihre Schiksale mitzutheilen! Doch nur folgende schauderhafte und dreifache Mordthat, die, wie man mir erzählte, sich hier einst zugetragen hat, erhielt sich von der nähern Geschichte und Beschreibung dieses Burgstoks auf die Nachwelt, und findet sich in ältern Chroniken und Geschichtbüchern des Landes aufgezeichnet.

In dem 13ten Jahrhundert soll ein gewisser Ritter von Roschach Besizzer dieser Burg gewesen seyn; da er aber zu Bernang, einem Schloß im Rheinthal, hausete, übergab er den Rosenberg seinem Burgvoigt, der mit seiner Familie daselbst wohnte, und die Burg verwahrte. Giel von Glattburg, ein benachbarter Edelmann, machte an jenem

eine

eine Geldforderung, konnte aber nie zu seiner Bezahlung kommen, und beschloß daher, sich des Schlosses Rosenberg mit List zu bemächtigen und somit sich bezahlt zu machen. Er überfiel demnach unerwartet mit seinem Bruder und mehrern Reisigen den Burgvoigt, der sich eines so unerwarteten Ueberfalls nicht versehen hatte, bemächtigte sich der Burg, ließ sich von ihm, unter der Bedrohung, ihn im Weigerungsfall mit seiner ganzen Familie über die Schloßmauer hinunter zu stürzen, Treue schwören, und zwang ihn, ihn als seinen rechtmässigen Herrn nunmehr anzuerkennen, welches er auch endlich nach langem Weigern that, ob er gleich im Herzen seinem alten Herrn treu zu bleiben fest entschlossen war. Unterdessen suchte der Voigt eine schickliche Gelegenheit seinem vorigen Herrn wieder zum Besitz seines rechtmässigen Eigenthums zu verhelfen, und fand sie auch bald. Als nämlich einer von jenen beiden Brüdern sich einst ganz allein in einem obern Gemach der Burg befand, um ein Faß Schiesseisen in Augenschein zu nehmen, so benuzte der heimtückische Burgvoigt den zur beschlossenen Ermordung des Ritters günstigen Augenblik, schlich ihm nach, nahte sich ihm mit freundlichen Worten, und erstach ihn mit meuchelmörderischer Hand, als er sich eben ins Faß gebükt hatte, um das Eisen näher zu besichtigen. Ganz gleichgültig, als wenn nichts vorgefallen wäre, eilte er hinab zu dem zweiten Bruder seines Herrn, der gerade durchs Fenster schaute,

und

und sich eben so wenig als sein Bruder, des nahen Todes versah. Mit heuchlerischer Miene nahte sich der Mörder auch diesem, und versetzte ihm rücklings mit der Axt einen so tödlichen Streich, daß er entseelt zu Boden sank. Nicht zufrieden, sein Auge an dem Blute seiner Herren geweidet zu haben, sollte nun auch noch der Knappe, der so eben im Stall die Pferde besorgte, ein gleiches Schicksal mit seinen Herren theilen. Der Bösewicht eilt von der blutigen That, die er so eben verübt hatte, geraden Weges mit der Axt in den Stall, um den armen Knecht auf gleiche Weise zu Boden zu strekken; glüklicher Weise aber fehlt der Streich durch eine behende Seitenwendung des Knappen, der sogleich den Voigt ergriff, zur Erden warf, und ihn gewiß besiegt und unschädlich gemacht haben würde, wenn nicht durch dessen Geschrei die Tochter herbeigeeilt, und dem mordbegierigen Vater ein Messer gereicht hätte, womit er den unschuldigen Menschen nach einem langen Kampf endlich erstach, um nach einer dreifachen blutigen Mordthat die ledige Burg seinem vorigen Herrn wieder geben zu können.

Schon neigte sich der Tag zur Ruhe, die sanften Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die Spizzen der nahen Gebirge, und gewährten den reizendesten Anblik, den man sich nur denken konnte, als ich diese Ruinen der grauen Vorwelt verlies, und nach Gaiß zurückeilte.

Achter Brief.

Inhalt.

Aussicht auf dem Gäbrisberg bei Gaiß; Trogen; Regierungsverfassung des Kantons; Landsgemeinde; das Land besoldet keine Staatsdiener, hat wenig Einkünfte in seine Kassen, und aus diesen wenig Ausgaben zu bestreiten.

Gaiß den 21. Heumonat.

Ich machte in der vorigen Woche mit Herrn Eduard H., einem lieben Landsmann, einen kleinen Abstecher nach Trogen, dem Hauptort und Siz der Regierung von Ausser-Roden. Der Weg führte uns allmählig den Gäbrisberg hinan, der eine Stunde von hier entfernt liegt, und wegen seiner vorzüglichen Aussicht ins nahe Rheinthal, über einen beträchtlichen Theil des Appenzeller Landes, über den silberhellen Bodensee und weit ins Schwäbische hinein, von hiesigen Schottengästen häufig besucht wird. Aber von diesem erhabenen Naturgenuß Ihnen etwas mitzutheilen, vermag ich nicht, nur mat-

te Worte sind es, die ich diesem Briefe übergebe, denn beschreiben läßt sich so etwas nicht; es muß gesehen, es muß empfunden werden.

Trogen ist ein wichtiger Handelsplaz mit Leinwand, Baumwoll- und Müsselintüchern, und mit englischen Garnen, der Wohnort des dießmaligen Landammanns, und einer von den zwei Versammlungsorten der Landsgemeinde von Appenzell A. R. Auch nur ein oberflächlicher Blick lässt hier auf einen grossen Wohlstand schliessen, der auf einen einträglichen Handel und starker Industrie beruht. Der Ort selbst aber liegt in einer so unzugänglichen, abschüssigen, und meines Erachtens für die Handlung so unbequemen Gegend, daß wir uns recht verwunderten, dennoch eine Menge der geschmackvollsten und modernsten Palläste, die eine Königsstadt zieren könnten, hier vereiniget zu sehen. Man gieng eben zur Kirche, als wir in den Flekken traten; daher profitirten wir sogleich von der Gelegenheit, das Innere dieses Gebäudes zu sehen, dessen Aeusseres viel verspricht. Die Appenzeller halten diese Kirche für die schönste unter den reformirten Kirchen ihres Kantons, weil sie mit einem grossen Dekkengemählde prangt, was sonst eben nicht unter den reformirten Religions-Verehrern sehr Mode ist. Die Idee zu diesem Gemälde, welches eine Gesellschaft von Personen aus allerlei Religionen und von jedem Kostüm vorstellt, die sich zur gleichen Gottesverehrung vereinigen, ist aus der bekann-

kannten Petrinischen Rede der Apostelgeschichte 22, 2. „In allerlei Volk wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm" entlehnt. Ich zweifle jedoch sehr, daß ein Kenner diesem Dekkenstük einen grossen ästhetischen Werth beilegen werde, da es selbst unsern geringen Beifall in Rücksicht der Kunst nicht erhielt.

Ich ließ mir hier in Trogen einige Nachrichten über die Regierungsverfassung dieses kleinen Staates geben, die für mich so viel Eigenes und Sonderbares enthielten, daß ich kein Bedenken trage, Ihnen einen Auszug davon zu liefern. — Der ganze Kanton besteht aus zwei ungleichen Hälften, wovon die Einwohner der grösseren der reformirten, und die der kleinern der katholischen Religion zugethan sind. Beide unterscheiden sich durch den Ausdruk: Appenzell Inner-Roden und Ausser-Roden *). Bis gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts lebten beide Religionsverwandte unter einander vermischt, fanden es aber in dem Jahre 1597 ihrer innern Ruhe zuträglicher sich um der Religion willen zu theilen; sie werden daher von jener Zeit an, in Rücksicht auf sich selbst als zwei verschiedene Staaten angesehen, in Ansehung des helvetischen Kör-

*) Roden kommt her von Rotten, Haufen, cohortes, weil in alten Zeiten die Gemeinden sich in gewisse Kompagnien oder Rotten vereinigten und zu Felde zogen.

Körpers aber nur als ein Stand oder Kanton betrachtet, der auf der Tagsazzung *) auch nur eine Stimme giebt, obgleich jeder Theil seinen Gesandten dahin abschikt. Uebrigens ist die Regierungs-Verfassung beider Roden sich völlig gleich, nähmlich demokratisch, indem die Souverainität beider Theile des Kantons bei der Landsgemeinde steht, zu welcher sich jeder Landmann oder Kantonsbürger, der das 20te Jahr erreicht hat, und zum erstenmal zum H. Abendmahl gegangen ist, mit einem Seitengewehr versehen, einfindet. Die Katholischen halten die ihrige im Flekken Appenzell, und die Reformirten wechselsweise zu Trogen oder Hundwiel. Die Art und Weise wie diese Volksversammlung oder Landsgemeinde gehalten wird, kommt an beiden Orten fast überein. Das Volk genehmiget oder verwirft die Gesezentwürfe, welche der grosse Rath ihm vorgelegt hat, und es kann

auf

---

*) Die Tagsazzung ist in der Schweiz die Versammlung aller 19 Kantone, so sich wechselseitig ein Jahr nach dem andern zu Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern einfindet, und das Beste des ganzen Landes durch Abgeordnete in Berathschlagung nimmt. Der jedesmalige Landammann ist zugleich Präsident der Versammlung, und kann auch ausserordentliche Tagsazzungen ausschreiben. Vor ihr erscheinen auch die Gesandten fremder Mächte.

auf derselben nichts in Betrachtung gezogen werden, was nicht einen Monat vorher schriftlich dem grossen Rath mitgetheilt, und von demselben vorberathen worden ist. Es können auch ausserordentliche Landsgemeinden gehalten, jedoch in denselben nur diejenigen Gegenstände in Berathung gezogen werden, um deren willen man sie zusammen berief. Der bestimmte Tag, an welchem in Appenzell A. R. die ordentliche Landsgemeinde alljährlich gehalten wird, ist allemal der lezte Sonntag im Monat April, und die Gebräuche, die dabei beobachtet werden, sind folgende: Am Sonntag vorher wird, um aller Unordnung vorzubeugen, ein Mandat von allen reformirten Kanzeln verlesen, welches darstellet: wie sich jeder bei der Versammlung zu betragen habe; zugleich wird über die Wichtigkeit des Eides, den der Landmann an jenem feierlichen Tage Gott und dem Vaterland zu schwören hat, geprediget, und jedem seine Pflicht, die er gegen denselben zu erfüllen hat, eingeschärft. Wer aus Muthwillen oder allerlei nichtigen Gründen bei der Landsgemeinde nicht erscheint, wird mit einer dem Landseckel (Landeskasse) zufallenden Strafe von 5 fl. belegt, und hat noch überdies den Nachtheil zu befürchten, daß ihm bei Streitigkeiten vor Gericht und Rath kein Recht gehalten wird, da eigentlich nur Krankheiten, Altersschwäche, und unvermeidliche Hindernisse entschuldigen. Ehe die Feierlichkeit selbst ihren Anfang nimmt, wird Vormittags an dem Orte der Landes-

gemeinde eine auf diesen Anlaß passende Predigt gehalten, nach deren Beendigung die Landeshäupter mit musikalischen Instrumenten begleitet sich auf den zur Versammlung bestimmten freien Plaz begeben und ihre Stellen einnehmen. Nun beginnt die feierliche Handlung. Der jedesmalige regierende Landammann, das Oberhaupt des Landes, eröffnet den Aktus mit einer kurzen Anrede, die mit einem stillen Gebet, während welchem er niederkniet, und die ganze Volksversammlung andachtsvoll ihr Haupt entblöst, beschlossen wird. Angeführt zu werden verdient noch, daß sich allemal der Landammann mit dem Landwaibel (Gerichtsdiener) zur Rechten und dem Landschreiber zur Linken, auf einem, wenige Tritte hohen, hölzernen Gerüste befindet, welches der Stuhl (suggestus) genannt wird, und an welchem zwei grosse Schlachtschwerder befestiget sind, die ohne Zweifel einem heldenmüthigen Verfechter der alten Freiheit gehörten, und wegen ihrer Grösse und Schwere ein rühmliches Vorurtheil für den ehemaligen Besizzer einflössen. Nach gehaltener Anrede nehmen sogleich die Verhandlungen selbst ihren Anfang damit, daß die einzelnen Abgeordneten aus jeder Gemeinde, welche dem Stuhl des Landammanns gegenüber, ebenfalls auf einer kleinen Erhöhung sich befinden, nun öffentlich befragt werden, wie die Jahresrechnung ausgefallen sey? Ist dieses Geschäft beendiget, so wird der Landammann in seiner Würde entweder wieder bestättiget oder ein

neuer

neuer an seiner Statt gewählt. Der abgehende übergiebt bei seinem Abgang im Angesichte des Volks das Landessiegel, und lässt den neuantrettenden den Eid der Treue fürs Vaterland und nahmentlich dies schwören: daß er das Siegel niemals mißbrauchen, sondern allemal zum Wohl und Besten des Landes gebrauchen wolle; worauf dieser sogleich bei allen vorzunehmenden Geschäften die Verhandlungen anfängt und dirigirt, oder wie es der Appenzeller nennt, die Gemeinde führt. Auf gleiche Weise werden nun auch die übrigen Landeshäupter, als der Pannerherr *), die Statthalter, Sekkelmeister, die Landshauptmänner, die Landsfähndriche und Landschreiber, entweder in ihren Aemtern wieder bestättiget oder neue erwählt.

Bei jeder Wahl, sie betreffe nun wen sie wolle, werden vom Landammann zuvörderst die oben genannten Abgeordneten aus jeder Gemeinde, welche gemeiniglich Amt- und Hauptleute sind, und die erste Würde in ihren Dörfern bekleiden, um ihre Stimme befragt, sodann die genannten und vorgeschla-

*) Das Wort Pannerherr schreibt sich noch aus den ältesten Kriegszeiten her, und heist so viel als Führer der Truppen, General, weil bei ihm die Hauptfahne, das Panier, stand. Noch heut zu Tage führt der stillstehende Landammann in allen demokratischen Ständen der Schweiz diese Benennung.

schlagenen Personen vom Landschreiber, (der auf dem Stuhl des Landammanns steht,) aufgeschrieben, laut abgelesen, und das versammelte Volk *) von dem Landammann aufgefordert, sonst noch jemand zu nennen, den es in die Wahl gebracht wissen will, wobei jeder Appenzeller, wenn er 20 Jahre alt ist, er sey arm oder reich, nun das Recht hat, einen seiner Mitlandleute vorzuschlagen, der gleichfalls aufgezeichnet, und mit in die Wahl genommen wird. Hierauf spricht der Landammann die ganze Versammlung in folgender natürlichen und einfachen Frage an: Hochgeachte (die Landeshäupter) — Hochverehrte (die Rathsherrn) Herren! getreue liebe Landleute! Wem wohlgefallt, daß N. N. auf das heurige Jahr Euer regierender Landammann, (oder was sonst für eine Stelle besetzt wird) sey, der hebe seine Hand auf! Diese Frage wird ganz wörtlich bei einem jeden der Genannten und Aufgeschriebenen wiederholt, bis es sich am Ende entscheidet, wer die meisten Hände hat. **) Wenn die Aemter be-

*) In Ausser-Roden beläuft sich gesammte Anzahl stimm- und waffenfähiger Männer bei einer Landsgemeinde auf 10,000, und Inner-Roden auf 3000 Personen.

**) Auch bei den alten Athenern herrschte die Sitte bei Besezzung öffentlicher Aemter seine Stimme durch das Händemehr zu geben, und wurde von den Griechen χειροτονια genannt.

besezt sind, und jemand gegenwärtig ist, der sich um das Landrecht bewerben will, so wird dies dem Volke vorgetragen; ein solcher betritt den Stuhl des Landammanns und trägt in einer kurzen Anrede dem Volke sein Begehren vor. Wenn er nun die Mehrheit der Hände hat, also angenommen ist, so erlegt er in den Landsekkel wenigstens 600 fl. Angesehene reiche Kaufleute, denen das Landrecht für ihre Handlung von grosser Wichtigkeit war, erboten oft mehrere tausend Gulden, um ihren Zweck zu erreichen. Sind dem Volke sonst noch wichtige Dinge zu eröffnen, so geschieht dies ebenfalls in dieser Versammlung. Ehedem hatte dieser Kanton, wie die übrigen, das Recht Kriege anzukündigen, Frieden zu schliessen, Bündnisse mit andern Mächten einzugehen *), aber in der gegenwärtigen Verfassung vom Jahre 1803 an, und durch die Vermittlungsakte des damaligen ersten Konsuls der fran-

Nach dieser Gewohnheit handelt man in diesem Freistaate auch. Der Appenzeller hebt seine Hand auf, und bei zweifelhaften Fällen werden die Hände auch wohl gezählt. Daher spricht man hier: Dieser hat viele oder wenig Hände gehabt.

*) Im Jahr 1521 begehrte der damalige König von Frankreich Hülfe von Appenzell, welche ihm auch zugesagt wurde, so daß in diesem Jahre mit der Krone Frankreich der erste Bund ge-

französischen Republik kann ein einzelner Kanton, also auch Appenzell, weder mittelbar noch unmittelbar, mit einem andern Kanton oder mit einer fremden Macht anders in Verbindung tretten, als nach den Bundesvorschriften der helvetischen Republik. Zum Beschluß der Landsgemeinde wird der Landes-Eid vom Landschreiber verlesen, hierauf dieser von allen Landleuten öffentlich beschworen, und somit das Volk entlassen.

Die hiesigen Landsämter sind nicht so reizend und anlokkend, daß um des Gewinnes willen in der Brust eines Landmanns der Wunsch rege würde, sich um eine solche Stelle zu bewerben. Der Dank von oben herab, von dem Vergelter alles Guten, das frohe Bewustseyn zum Glük und Wohl eines ganzen Volkes etwas beizutragen, bei Manchem die Ehre ein ansehnliches Amt zu bekleiden, dies allein sind die Ursachen, die einen Appenzeller bewegen können, die Lenkung des Staatsruders zu übernehmen, welches bei so vieler Mühe und Beharrlichkeit oft so wenig menschlichen Dank findet. Zwar erhalten die Landammänner alljährlich eine Kleinigkeit, welche aber im Grund keine Besoldung genannt werden kann. Der regierende besizt ein Einkommen von ohngefähr 200 fl., und der stillstehende die Hälfte. Wenn daher

---

schlossen wurde, welcher mehrere hundert Jahre lang befestigt und bestättiget ward. So tempora mutantur, et nos? — etc.

her eine solche obrigkeitliche Person nicht eigenes Vermögen besizt, so ist sie kaum im Stande bei den häufigen Versäumnissen, die die öffentlichen Geschäfte in den häuslichen Angelegenheiten veranlassen, und bei dem Kostenaufgange, der sich dabei öfters zeiget, ein Landamt zu bekleiden. Dadurch sieht sich das Volk in die Nothwendigkeit versezt, bei dem Besiz von Rechtschaffenheit und Einsicht, auch zugleich auf solche Männer mit Rücksicht zu nehmen, die reich und wohlhabend sind, und die gehörige Musse besizzen das gemeine Wohl des Landes zu besorgen und andern Geschäften vorzuziehen. Der diesjährige regierende Landammann von Appenzell A. R., Herr Jakob Zellweger, wohnt hier zu Trogen, und ist der reichste und angesehenste Kaufmann nicht blos in seinem Kanton, sondern vielleicht in der ganzen Eidgenossenschaft, ein junger artiger Mann von ohngefähr 35 Jahren, der nicht blos durch sein Vermögen, sondern auch besonders durch seine Talente und feine Bildung gleichsam berechtiget ist, das erste Amt seines Vaterlandes zu bekleiden. Das Zutrauen seiner Mitlandleute (Mitbürger) sowohl, als der übrigen Kantone gegen ihn ist daher so groß, daß er auch allemal bei wichtigen Sendungen nach Paris, oder in andern schwierigen Angelegenheiten an die Spitze gestellt, und des in ihn gesezten Zutrauens stets würdig erfunden wurde. Sein Kollege lebt in einem abgelegenen Thale am Fusse der Alpen als ein Gastwirth, und wendet die Zeit, die ihm

die Landesgeschäfte übrig lassen, zu seinem häuslichen Beruf und zu dem Betriebe der Landwirthschaft an. Er soll, wie mir versichert wurde, ein Mann von dem besten Herzen, von schlichter gerader Denkungsart und gutem natürlichen Verstande seyn, der das Wohl seines Vaterlandes will und befördert, und die Liebe seiner Landsleute im vorzüglichen Grade besitzt, ihre Beschäftigungen treibt und in ihre Unterhaltungen sich mischt *).

Da das Land für die jährliche Besoldung seiner Amtleute wenig Aufgang macht, so werden Sie nicht anders glauben, als daß die Kantonskasse unter solchen Umständen gleichsam mit Geld gespikt seyn müsse. In den vorigen Zeiten mag dies der Fall gewesen seyn, da durch eine ordentliche und ehrliche Verwaltung dieser Staatsgelder, die Schatzkammer von Appenzell A. R. zu einer so ansehnlichen Summe anwuchs, daß sie beträchtliche Kapitalien an die Gemeinden des Landes auszulehnen im Stande war. Als aber die französische Revolution auch in die Hütten dieses Bergvolkes eindrang, so wurde auch die seit Jahrhunderten angefüllte Vorrathskammer gekehrt und gesäubert, ja fast bis auf den Boden ausgeleert, so daß es dem Staate wohl bekommt, keine Diener, keine stehenden Heere, besolden, und beträchtliche Summen deshalb verschwen-

---

*) Die Titulatur eines hiesigen Landammanns ist: Sr. Vorsicht, Weisheit ꝛc. ꝛc.

schwenden zu müssen. Die Einkünfte in den Landseckel sind dabei auch nicht beträchtlich, weil die Einwohner keine Art von Abgaben entrichten, auch nichts von Aus- und Einfuhrzöllen wissen, und nur Polizei-Strafgelder und bisweilen die Summen für erkauftes Landrecht die einzigen Quellen sind, die in die öffentlichen Kassen fliessen, wozu freilich ehedem noch die beträchtlichen Zinsen von den ausgeliehenen Kapitalien kamen. Doch können von diesem Einkommen die wenigen Ausgaben zur Unterhaltung der Brükken, Wege und der wenigen öffentlichen Gebäude, wohl bestritten werden.

Neunter Brief.

Inhalt.

Mangelhafte Polizei- und Erziehungs-Anstalten im Kanton. Gute fahrbare Strassen in A. R. und Mangel derselben im J. R. Allerlei aus Trogen. Ein gedrängter Auszug aus dem neuentworfenen Landesgesezbuch in A. R.

Gaiß den 24. Heumonat.

Bei den mancherlei angenehmen Seiten, die eine demokratische Regierungs-Verfassung hat, dürfen aber auch die grossen Nachtheile nicht verkannt werden, die oft damit in genauer Verbindung stehen. Hier keimet kein Eifer für öffentliche gemeinnüzzige Anstalten, und man fühlt kein Bedürfniß für Schulen und Unterricht, und andre für das Wohl des Ganzen abzwekkende Einrichtungen. Im ganzen Kanton Appenzell darf man keine zwekmässigen Schulanstalten, keine Zucht- und Arbeitshäuser, kein Asyl für schwache und hülfsbedürftige Personen suchen, sondern alle diese Gegenstände sind jeder Gemein-

meinde selbst überlassen, die nach Gutdünken in so wichtigen Angelegenheiten verfahren darf. Die Gemeinden Trogen und Herisau besizzen zwar Waisenhäuser, die aber nur Privateigenthum derselben sind. Auch die Polizei-Anstalten sind mangelhaft und lassen viel zu wünschen übrig. Das zügellose Strassenbetteln ist hier zu Lande sehr stark eingerissen, und viele Familien klagen über die nicht genugsam strenge Aufsicht auf Fleisch- Mehl- und Brodtaxen, und in den schönen Schwarzwäldern bemerkte ich keine Jagd- und Forstordnung. Einem jeden steht es frei, auf das hier einheimische Wild Jagd zu machen, und da man Füchse und Hasen oft in allen Jahreszeiten aufsucht, so werden diese und andere Thierarten hier immer seltener; Hirsche, Rehe und Gemsen aber sind schon ausgerottet, oder nur noch als eine Seltenheit zu finden: Eben so traurig sieht es mit dem Forstwesen, und der Behandlung der hiesigen ansehnlichen Waldungen aus. Jede Gemeinde und jeder Privateigenthümer in derselben schaltet und waltet mit dem Eigenthum nach Gutdünken; jeder darf sein Holz abschlagen und aushauen ohne jemand Rechenschaft dafür zu geben, und wie groß muß der Schaden seyn, den die Viehheerden Jahr aus Jahr ein in den schönen Holzungen anrichten! Mehrere Gemeinden sind daher durch eine solche ungeschikte Haushaltung schon so arm an Holz, daß sie kaum im Stande sind, die wenigen Reparaturen an Kirchen und öffentlichen Gebäuden

zu

zu besorgen, so daß, wenn nicht bald geschärfte Forst-ordnungen erlassen, und allerlei weise Anstalten in dieser Verwaltung getroffen werden, ein bald einreissender Holzmangel zu befürchten ist. Ein Vortheil für viele Gemeinden sind die beträchtlichen Torffelder in beiden Roden, welche sehr stark benuzt werden.

Lobenswerth im Gegentheil ist der Eifer, den die Regierung von A. R. seit mehreren Jahren bei Anlegung neuer und fahrbarer Strassen bewies, die theils auf öffentliche, theils auf Gemeindskosten entweder neu angelegt oder ausgebessert wurden. Auch thut es einem Reisenden wahrhaft wohl, von einem Dorfe zum andern auf guten und wohl unterhaltenen Wegen wandern zu können, ohne nur einen Kreuzer Weg- oder Brükkengeld ablegen zu müssen. So schön hatte es der Fremde ehedem nicht, der, war es auch nur mit einem kleinen Wagen, durch diesen Kanton reisen wollte, weil in den alten Zeiten die hiesigen Strassen gar nicht konnten befahren werden. Alle Kaufmannsgüter, Getreide, Weine und einzuführende Waaren musten auf Pferden, die man hier Saumrosse nennt, durch das Land und so weiter fortgebracht werden; und eben so wurden Käse und Butter, zwischen dünne Bretter gepakt, ausgeführt. Vornehme Personen, die das Land durchreisen und bergichte Gegenden passiren wollten, wurden in (Porte-Chaisen) Tragsesseln von zwei Pferden weiter gebracht.

In

In Inner = Roden sind noch gegenwärtig die Wege unbefahrbar und blos so breit, daß ein bepaktes Roß nothdürftig gehen kann. Die grossen Vortheile, die eine breite Landstrasse in Verbindung mit Ausser = Roden hinab in das Rheinthal bringen würde, scheint man hier noch ganz zu verkennen. Obgleich schon mehrere einsichtsvolle Männer an der Landsgemeinde zu Appenzell den Vorschlag gemacht und den Nuzzen gezeigt hatten, so wurde derselbe doch allemal von der grössern Menge verworfen. *) Dafür aber ist man auch hier weit weniger als in A. R. politisch und durch zwekmässige Polizei = Anstalten für das allgemeine Wohl besorgt, weil bei den allermeisten die Vernunft unter dem Glauben gefangen liegt, der Geist von dem finstern Aberglauben einer Heerde Mönche immer mehr niedergedrükt, und das Gefühl fürs Edle und Gute nach und nach ganz erstikt wird.

Ich komme noch einmal auf Trogen zurück. Wir lernten hier den Kantons = Drukker Herrn St. kennen, der sich als Verleger eines kleinen, in aller Hinsicht unbedeutenden A B C Buchs für die zarte Jugend, beträchtliche Summen erworben hat, und das nicht nur in den Schulen des ganzen reformirten Kantons, sondern auch in den umliegenden Gegen-

*) Doch hat in den neuesten Zeiten die Regierung von I. R. eine neue befahrbare Landstrasse nach Gaiß anlegen lassen.

genden allgemein eingeführt ist. Dieser Mann nennt und schreibt sich Mathematicus, vielleicht weil er zugleich Verfasser und Herausgeber eines historischen Volkskalenders ist, der die neuesten Weltbegebenheiten der Europäischen Staaten, und eine Menge Geschichten und lustige Einfälle vermischten Inhaltes und Werthes enthält. Dieses Volksbuch gehört keineswegs unter die schlechtere Klasse von Schriften dieser Art, und wird allgemein von dem hiesigen Landmann gelesen, der es am Ende des Jahres seinen Kindern übergiebt, die es noch eine Zeitlang als Lesebuch in den Schulen gebrauchen; und wenn die Regierung des Landes oder die Geistlichkeit eine nähere Aufsicht darüber führt, (wie nicht zu bezweifeln ist,) so können eine Menge guter Saamenkörner, und viele nützliche Kenntnisse aller Art in den Familien dadurch ausgestreuet und in Umlauf gebracht werden. Diese Drukkerei bringt auch die Landesverordnungen, welche die Regierung unter die Presse giebt, ins Publikum, obgleich das alte Landesgesetzbuch der Appenzeller selbst, das grosse Mandat genannt, nur in Handschrift bis jezt noch zirkulirt. Erst in den neuesten Zeiten und zwar in dem Monat Mai dieses laufenden Jahres, gab der Landamman und grosse zweifache Landrath *) des Kantons Appenzell A. R. ein er-

*) Der grosse zweifache Landrath, den man auch Neu- und Alt-Rath nennt, ist die höchste Ge-

erneuertes Landmandat in den Druck, welches auf 29 Seiten gr. 8. gedrukt, als der Polizei- Civil- und Administrationskodex dieses Landes, wenigstens als der Geist desselben, anzusehen ist. Es besteht aus 2 Abtheilungen, wovon die erste: Verordnungen zur Beförderung der Religiosität und Sittlichkeit, die andre: Straf- Civil- Polizei- und Rathsgesetze enthält, die sämmtlich in 28 Artikel zerfallen.

Die Lectüre dieser kleinen Schrift war mir sehr interessant. Welche ältere und neuere Gesezze diesem Bergvolke seine gegenwärtige Regierung zu ertheilen für dienlich geachtet habe, mag eine kurze Uebersicht, die ich Ihnen geben will, und die Sie gewiß mit vielem Vergnügen lesen werden, zeigen.

1) Von unserer Religion und irreligiösen Reden.

2) Vom öffentlichen Gottesdienst. — Wer den öffentlichen Gottesdienst und das heil. Abendmahl beharrlich versäumt, soll ohne Ansehen der Person vor die Ehegäumer *) citirt, und nach

walt nach der Landsgemeinde, oder Regierungs-Collegium in A. R., das aus etlichen und 90 Personen, und aus den Hauptleuten einer jeden Gemeinde besteht, und sich des Jahres einmal abwechselnd in Trogen oder Herisau versammelt. Es entwirft die Gesetze des Landes, verbessert das grosse Mandat (das Polizeigesetzbuch) und besetzt einige Ehrenstellen.

*) Das niedere Sittengericht in einer Gemein-

nach Befinden höhern Orts eingeleitet werden.

Die Schlafenden sollen in der Kirche von den Predigern aufgewekt werden.

Das Kutschen- und Schlittenfahren, mit wenigen Ausnahmen für Fremde, Aerzte, und für dringende Nothfälle, ist bei 5 fl. Strafe an Sonn- und Festtagen verboten.

Alle Weibspersonen sollen bei der Communion und der heil. Taufe in schwarzer Kleidung erscheinen, bei erwartender Verantwortung. *)

3) Warnung vor öffentlichen Aergernissen und vor dem unmässigen Trinken.

4). Von den Wirthen und Weinschenken und der Besuchung ihrer Häuser.

Die Wirthe sollen sich alle Jahre persönlich und bei 3 fl. Strafe bei den kleinen Räthen **) wieder meiden. Ein Ehebrecher aber 6 Jahre stille stehen (nicht wirthen dürfen).

Wer

de, so aus dem Pfarrer und zwei Vorstehern besteht, und vor welchem besonders auch Ehestreitigkeiten geschlichtet werden.

*) Nach dem alten Gesetzbuch müssen alle Pfarrfrauen an Sonn- und Fest- ja in Wochentagen, wenn sie die Kirche besuchen, schwarz gekleidet seyn; ohnstreitig nach 1. Cor. 11, 13.

**) Ein Sittengericht, das alle Monate einmal gehalten wird, jedoch 14 Tage vor und 8 Tage nach einem hohen Feste oder Bußtag ge-

Wer denen, welchen Wein und Most zu trinken verboten ist, zu trinken giebt, soll um 10 fl. gestraft werden.

Ohne Erlaubnis der Vorgesezten sollen keineswe= ges in der Aeltern oder andern Häusern, wo keine Wirthschaft ist, Hochzeitsmahle gehalten werden.

Das Trinken des ledigen Volks miteinander an den Sonntagen soll, ausser den vier erlaubten Sonntagen, bei Strafe von 3 fl. dem, welcher trinkt und welcher giebt, verboten seyn. Eben so soll auch den minderjährigen Knaben u. Töch= tern, und denen die zur (Nachtmahls=) Unter= weisung eingeschrieben sind, zu allen Zeiten un= tersagt seyn, es sey einzeln oder miteinander zu trinken, Bekanntschaft zu machen oder zu un= terhalten, bei 2 fl., und dem der ihnen giebt, bei 4 fl. Strafe.

5) Verordnungen, welche das Spielen, öffentliche Ergözlichkeiten und Unfuge betreffen.

Alles Spielen um Geld ohne Ausnahme, alle Wetten sollen unsern Landleuten in= und ausser dem Lan= de bei 2 fl. Strafe verboten seyn, und solches nach

---

schlossen ist. Aus jeder Gemeinde ist ein Raths= mitglied als Abgeordneter dabei, und es ver= sammelt sich unter dem Vorsitz des regierenden Landammanns.

Bayerische Staatsbibliothek München

nach Beschaffenheit höher, und sogar exemplarisch abgestraft, und der, so auf dem Seinigen (in seinem Hause) spielen läßt, um 5 fl. gestraft werden.

Das Tanzen ist blos an den Nachtagen der Milizmusterungen, aber mit Vorwissen und Genehmigung der Vorgesezten erlaubt, jedoch nicht länger als bis 9 Uhr Abends, bei 4 fl. Strafe für den Tänzer und 8 fl. für den Wirth. Wer ausser diesen erlaubten Tagen tanzt oder tanzen läßt, soll der erstere um 5 fl. der leztere um 10 fl. gestraft werden.

Auch das Trinken, und der unerlaubte Umgang mit ausländischen Personen, welche nicht unserer Religion sind, soll gänzlich und bei 5 fl. Strafe verboten seyn.

Alles Verkleiden am Neujahr, das Funkenmachen *) soll bei 2 fl. Strafe verboten seyn.

6)

*) Es herrscht seit alten Zeiten in diesem Kanton die Gewohnheit, daß die Jugend am Sonntag nach Invocavit, der hier allgemein der Funkensonntag genannt wird, bei anbrechender Dämmerung grosse Holzhaufen auf den Bergen anzündet, um durch Ablösung allerlei Schießgewehre, die umliegende Gegend darauf aufmerksam zu machen, und herbeizulokken. Schon mehrere Tage vorher sammlet die muntere Jugend Holz, Reiserbüschel, Stroh rc. und errich-

6) Von der Erziehung der Kinder

Die ledigen Töchter (junge Mädchen) welche nach dem Betglokkengeläute mit Personen des männlichen Geschlechts auf den Gassen herumziehen, sollen sammt ihren leichtsinnigen Eltern den Ehegäumern zur Zurechtweisung angezeigt werden.

7) Vom Schulunterricht.

8) Von der Vorbereitung der Jugend zum heil. Abendmahl.

9) Von den ledigen jungen Leuten.

Sie sollen sich nicht eigenmächtig von ihren Eltern trennen dürfen.

10) Von der Ehe und was zur Glükseligkeit derselben erfordert werde.

---

tet einen hohen Holzstoß, der ihr desto mehr Freude macht, je höher er ist, zündet ihn am genannten Abend unter grossem Jubel und Freudengeschrei an, und springet und lärmet um ihn her, bis er niedergebrannt ist. Diese unnüzze Gewohnheit soll abgeschafft werden. Sie schreibt sich ohne Zweifel aus dem Heidenthum her, und hat viele Aehnlichkeit mit dem Todaustreiben am Sonntag Lätare in vielen Gegenden Teutschlands, nahmentlich in Schlesien und der Lausiz. In manchen Gegenden macht man einen grossen Strohmann, und wirft ihn ins Feuer. Man will dadurch gleichsam den Winter zu Grabe tragen, und sich zum bald wiederkehrenden Frühjahr Glük wünschen.

Eine ausländische Weibsperson, die keine Appenzellerin ist, und sich an einen Landmann verehelichet, muß 200 fl. erlegen.

Es darf keine Ehe verkündet werden, es sei denn der Hochzeiter (Bräutigam) mit einer Bibel oder einem neuen Testament, und mit erforderlichem Unter= und Obergewehr versehen.

17) Von den Ehegäumern.

Wenn eine Uneinigkeit zwischen übelgepaarten Eheleuten herrscht, so sollen die Ehegäumer dieselben durch nachdrükliche Vorstellungen zu vereinigen suchen.

12. Von den Hausbesuchungen und von der Aufsicht der Vorgesezten und Ehegäumer.

Zweite Abtheilung.

13. Von den sogenannten fleischlichen Sünden, und ihrer Bestrafung.

Jeder Geistliche, dem eine Hochzeit angezeigt wird, soll den Hochzeiter ernstlich befragen, ob er sich nicht mit frühem Beischlaf vergangen habe; gesteht er denselben ein, so soll er am Mittwoch in seiner Gemeinde, und zwar ohne hochzeitlichen Zug und Mahl eingesegnet, und um 4 fl. gebüßt werden; läugnet er aber und läßt sich am Dienstag copuliren und kommt der frühe Beischlaf nachher an den Tag, so soll er 18 fl. erlegen müssen.

Diejenigen, welche für s. v. Hurerei und Ehebruch abgestraft oder dem Scharfrichter unter Händen ge=

gewesen sind, sollen weder zu Voigten und Beiständen genommen, noch als Kundschafter zugelassen werden.

Der Ehebruch wird mit Gefangenschaft und einer Strafe von 30 fl. belegt, wozu die Mannsperson noch 10 fl. für den Degen bezahlen muß; ist die eine fehlbare Person noch ledig, so hat sie 15 fl. Strafe zu erlegen *).

14) Von Feldfreveln, Verfälschungen, Betrügereien und Veruntreuungen.

15) Erneuerte Sazzungen um unwissende und leichtgläubige Leute noch besser gegen Betrug und Unrecht zu schüzzen.

Allen Fremden ist das Hausiren mit jeder Art Waaren ohne Ausnahme, und besonders den Juden der Aufenthalt in unserm Lande verboten.

Die Comödianten, Taschenspieler, Marktschreyer und dergleichen Leute sollen nirgends geduldet werden.

Das abergläubische Laufen nach Wahrsagern ist verboten.

Wer

---

*) Auffallend ist es aber, daß hier der Ehebruch gelinder bestraft wird, als das Versehen eines Paares junger Verlobten, die den frühen Beischlaf sich erlaubten, da jener mit 15, der dem Pfarrer nicht angezeigte Beischlaf vor der Copulation hingegen mit 18 fl. bestraft wird! — !

Wer von seinem Schuldner mehr Zins fordert, als von 90 fl. baar Geld 5 fl., soll vor Gericht belangt werden.

Das Anlegen der Lotterien in = und ausser dem Lande ist gänzlich verboten.

Wer seine Bibel, Kirchenbücher, die sonntäglichen Kleider und eigene Armatur verkauft oder verpfändet, soll um 5 fl. gestraft werden.

Die Schlosser sollen ihre Dietriche niemand geben.

16) Von den Pflichten der Voigte, und den Rechten der Bevoigteten.

17) Von Einrichtung der Zedeln *).

18) Von der Entkräftung der Schuldbriefe.

19) Von den Rechten und Pflichten der Schuldner und Schuldgläubiger.

20) Von den Akkorditen und Falliten.

Ein Schuldner, der seine Gläubiger nicht ganz bezahlen kann, darf nicht eher einen gütlichen Vergleich treffen, als bis er den Hauptleuten seiner Gemeinde die activa et passiva eidlich angegeben hat, bis sämmtliche Kreditoren ungezwungen eingewilliget haben, und der kleine Rath den Vergleich genehmiget hat. Sowohl die Akkorditen als Falliten sollen ohne Ansehen der Person zur Abstrafung gezogen werden. Können sie zeigen, daß sie durch Verluste und Unglüksfälle, durch

*) Zedel, (besser Zettel) sind im Appenzeller Lande: Schuldbriefe.

durch Abschlag (verminderten Werth) der Güter und Waaren, ohne eigenes Verschulden, der Zahlung unvermögend geworden, so sollen sie so lange, als ihre Gläubiger von ihnen nicht bezahlt sind, von allen Ehrenstellen und Bedienungen ausgeschlossen seyn, auch weder zu Wirthen noch Voigten genommen werden. Wer aber durch liederliches Haushalten und freche und gewagte Unternehmungen in den Auffall (Verfall) kommt, der muß ohne anders in die Gefangenschaft gelegt werden. Hat ein solcher noch überdieß Betrug gebraucht, öffentliche oder Voigtkinder-Güter geschädiget, und ist zum Nachtheil seiner Gläubiger ausgetretten, so muß derselbe, wenn er wieder ins Land zurükkommt, nicht nur gefänglich eingezogen, sondern nach Maasgabe seiner verübten Betrügereyen, des verursachten Schadens halber noch höher gestraft werden.

21. Von den Zedel- und Waaren-Feilträgern.

22) Von Vergehungen, welche die Ehre verlezzen.

Wer vor Rath mit oder ohne Beding Schelm oder Dieb schilt, soll 1 fl. Strafe und dem Gescholtenen eben so viel an die Beschimpfung geben. Wenn über einen Kandidaten, der sich um eine Pfründ bewirbt, Verläumdungen ausgestreut werden, soll die Wahl eingestellt, die Sache untersucht, und im Fall die Sage für unwahr erfunden wird, der Verläumder exemplarisch abgestraft werden.

23)

23) Vom Zielschiessen und andern Verordnungen, wodurch Feuersgefahr und Unglük verhütet wird.

24) Von den Strassen, Steg- und Nebenwegen.

Zur Winterszeit sollen da, wo keine Strassen sind, die Winterwege für Fußgänger geöffnet werden, bei 5 fl. Strafe.

25) Von den Waffenübungen.

26) Einige gesezliche Verordnungen das Eigenthum betreffend.

Ein Imen (Bienenstock) der bei der Schwärmung verfliegt, dessen Eigenthümer ihm aber nachgeht, ohne ihn aus dem Gesicht zu verlieren, soll ihm eigenthümlich verbleiben. Auch darf niemand einen leeren Gewerbs- oder Waabenbecher auf einem Immengestell stehen lassen, bei zu erwartender Strafe.

27) Von den Augenscheinen.

28) Regiments- oder Rathsgesezze.

Alle diejenigen, welche sich der Bestechungen oder anderer Nebenwege bedienen, um in das Regiment zu gelangen, sollen an Ehre und Gut gestraft werden.

Wer eine Geldbusse an dem nähmlichen Tag bezahlt, wo sie ihm auferlegt wird, dem werden 6 kr. vom Gulden nachgelassen; nachher aber soll er die Busse ganz zu bezahlen schuldig seyn. Der, welcher sie nicht bezahlen kann, muß sie im Gefängnis bei Wasser und Brod täglich zu 15 kr. abverdienen, und es muß ihm in seiner Gemein-

de

de Wein und Most zu trinken verboten werden.

Wenn die, welche sich mit Hurerei, frühem Beischlaf, Spielen, Tanzen, Freveln u. a. m. versehen haben, diese Strafgelder überschikken wollen, so sollen dieselben nicht angenommen werden, sondern jeder, dem vor Rath verkündet ist, muß sich persönlich stellen und verantworten.

Zehn=

Zehnter Brief.

Inhalt.

Reflexionen über einige Stellen dieses Gesezbuches. Naturproducte des Landes. Der Senn zieht in die Alpen. Auffallend grosse Kuhglokken. Sehnsucht der Kühe in die Berge, sobald sie den Glokkenklang hören. Nomadische Lebensart der Sennen im Winter. Vergleich zwischen der Erziehung mancher hiesigen Kinder, und den Kühen.

Gaiß d. 27. Heumon.

Ich gab Ihnen in meinem lezten Schreiben einen kurzen Entwurf des Appenzeller Civil- und Polizeygesezbuches, der meines Erachtens viel Gutes mit unter enthält, worauf man in Reichen von beträchtlichem Umfang gar keine Rücksicht nimmt. Und in manchen Verfügungen, z. B. Nro. 20 vom Accordiren und Falliren, kann dieses kleine Ländchen manchen grossen Staat beschämen, wo muthwillige Bankerots und betrügerische Accorde aller Art auch nicht einmal von den Behörden des Landes geahndet werden, und eine Menge ökonomischer und moralischer gleich verderblicher Folgen in vollem Maase sich zeigen.

Daß

Daß die Appenzeller die Juden für Contrebande in ihrem Kanton halten, verdenke ich ihnen gar nicht, da diese überhaupt mehr zum Schaden als Vortheil eines Landes ihren Schacher treiben; und weil denn besonders die Kinder Israels, welche die hiesigen Gegenden durchstreifen, gemeiniglich zu Feldkirch und Hohenems wohnhaft sind, so stimme ich den Appenzellern gerne bei, wenn sie behaupten, diese Nation sauge das Land aus, ziehe das Geld an sich, und verursache der Handlung der Eingebohrnen dadurch grossen Schaden und Nachtheil. — Hart klingt es zwar, wenn man lieset, daß man auch den Comödianten den Aufenthalt im Kanton versagt; aber man löse erst die Aufgabe: ob der Nutzen, den diese Menschenklasse durch ihr Spiel und ihre Lebensweise bewirkt, den Schaden, der vorzüglich durch sie unter der gemeinen Volksklasse verbreitet wird, aufwäge, oder nicht? und dann wird man es nicht zu unbillig finden, wenn die hiesige Landesregierung aus väterlicher Fürsorge es für zuträglicher findet, ihren Mitlandleuten dieses Spiel lieber gar zu versagen. Ja, wenn alle Theater-Subjecte edle Jflande wären, und in ihren Stükken überall eine reine Moralität wehete, wenn nicht leider viele unsrer heutigen Producte ein verborgenes Gift enthielten, das oft gefährlicher wirkt und weiter um sich greift, als viele sich selbst gestehen mögen, dann würde ich einem solchen Polizeigesetz meinen Beifall weniger schenken. Doch

möchte

möchte ich nicht so weit gehen, als einer meiner Universitätsfreunde, der ihnen beinahe die Seligkeit absprach, weil er nach den orthodoxen Begriffen, die er von seinem Schulrector M. in G. eingesogen hatte, der Meinung war: solche Personen würden das Reich Gottes nicht ererben, weil ihre Beschäftigung zeittödend, und ihr Spiel für junge Personen verführerisch sey.

So sonderbar es Ihnen also vorkommen mag, wenn die hiesige Regierung die obengenannten Personen in ihrem Kanton keinesweges dulden will, so ist es Ihnen doch gewis weniger auffallend, als dieß: daß der Schultheiß und kleine Rath des Kantons Luzern in der lezten Hälfte des verflossenen Jahres: „alle runden Hüte, die im Durchschnitt mehr als 18 Zoll messen, als eine Luxus-Waare zu tragen verbot, um — wie es in dem Beschluß ausdrüklich heist — den für ein Land traurigen Uebeln der allzugrossen Ueppigkeit in der Kleidertracht dadurch vorzubeugen," und daß derselbe sogar, um seiner Verordnung desto mehr Kraft und Nachdruck zu geben, die Landjäger, so wie die eigens hiezu bestellten Aufseher beauftragte, auf diejenigen Personen vorzüglich Obacht zu halten, welche dergleichen verbotene Kleidungsstükke auf sich tragen würden, und die Nahmen derer, die damit angetroffen würden, sogleich der Finanz- und staatswirthschaftlichen Kammer schriftlich oder mündlich anzuzeigen.

Den

Den 1. August.

Nach dem Allen zu schliessen, was ich bis jezt während meines hiesigen Aufenthaltes gesehen und beobachtet habe, kann ich nicht anders glauben, als daß ich mich gleichsam in dem Lande befinde, wo Milch und Honig fleust; denn schon die natürliche Lage desselben zeigt es, daß fette Viehweiden, und in denselben ansehnliche Kuh- und Geisheerden, der schönste Reichthum dieses Landes sind. Und so, wie der Ausser-Rödner das Baumwollen- und Musselingewerbe mit der Viehzucht als der Hauptbeschäftigung seines thätigen Lebens verbindet, aus seinem Webekeller Geld für die nöthigen Lebensbedürfnisse seiner Familie ziehet, von der Milch seiner Kühe aber lebt, so ist im Gegentheil in Appenzell J. R., wo gar keine Industrie herrscht und keine Manufacturen und Fabriken blühen, und wo selbst das Bischen Baumwollspinnerei, die man noch vor Kurzem allein hier betrieb, jezt fast gänzlich in Stokken gerathen ist, die Gras- und Wiesenkultur der dortigen reichen Alpen, die einzige Beschäftigung des Inner-Rödners.

Der Akkerbau wird hier gar nicht betrieben, ausgenommen daß seit mehrern Jahren in der Nähe vom Flekken Appenzell und in einigen Gegenden von A. R. etwas weniges Sommerkorn, Gerste und Haber gebauet wird, welches aber im Ganzen von gar keiner Bedeutung ist. In der Gemeinde Appen-

zell

zell giebt die Regierung jedem Armen ein Stück Gemeindeboden, welches er lebenslang mit seiner Familie zum Anbau von allerlei Sommerfrüchten benuzt, und bei seinem Tode der Gemeinde wieder zurückläßt. Der Erdäpfelbau nimmt im ganzen Kanton von Jahr zu Jahr zu, und der Nuzzen, der sich dadurch besonders für die ärmere Volksklasse darbietet, wird immer mehr erkannt. Die Obstkultur ist in einigen Gemeinden, besonders in denen, die an das liebliche Rheinthal gränzen, beträchtlich. Vorzüglich werden Kirschen, aus denen man gemeiniglich ein schmackhaftes Kirschwasser brennt, häufig angepflanzt. Sie würde noch stärker betrieben werden, wenn der jedesmalige Erfolg den vielen Bemühungen entspräche. Weil aber der Frühling in diesem Kanton fast mehrere Wochen später eintritt, als in dem angränzenden Rheinthal, und heftige Spatfröste, und vorzüglich die Nähe der rauhen Schneegebirge oft die herrlichsten Frühlings-Aussichten wieder vernichten, so ist ein mittelmässiges Obstjahr hier etwas seltenes. Der Eifer in der Obstkultur wird also durch solche Naturereignisse gar sehr geschwächt, und der Landmann von fernern Bemühungen abgeschrekt.

Auch zum Weinbau ist diese gebirgige Gegend zu rauh und kalt, *) da die frühen Herbstfröste und

*) Commoda nec segeti nec Bacchi munere felix,
Sed varii pecoris dives, et lactis abundans.
Virgilius Georg.

und der zu schnell herbei eilende Winter die Trauben nicht zur Reife kommen lassen. Doch in einigen östlich an das Rheinthal angränzenden Gemeinden, wird er mit dem erwünschtesten Erfolg betrieben, und liefert ein gutes und liebliches Getränk, das aber als Handelsproduct für den Kanton in keinen Anschlag kommt. Vor zwanzig und mehreren Jahren wurde fast in allen reformirten Gemeinden, wo es nur einigermassen das Klima gestattete, auf Leinwandtücher viele Mühe und Zeit verwandt. Jezt aber, da seit mehreren Jahren die Baumwoll-Manufacturen sich im ganzen Lande ausgebreitet, und einen grössern Gewinn und Vortheil in die Familien des Landmanns gebracht haben, gerieth diese Beschäftigung nach und nach in Stokken, und nur wenige Haushaltungen geben sich noch mit diesem Gewerbe ab. Der wahre Stolz eines Appenzeller Landmanns ist eine fette Alpenweide, auf welcher eine Heerde Kühe und Geisen den Sommer hindurch Nahrung und Obdach findet. Der, welcher wenigstens 20 bis 24 Stükke Kühe besizt, wird ein Senn und sein Viehstand eine Sente *), wozu gemeiniglich eine Anzahl Geisen gehören, genannt. So bald der

*) Der Nahme der Senten kommt schon im Plinius histor. natur. vor, wo es heist: Sine fine, ventos generant jam quidem specus, qualis in Dalmatiae Ora, vasto in praeceps hiatu. — Nomen est Senta.

der Winter vorüber, der Schnee in den Alpen geschmolzen ist, und ein angenehmer Frühling ihm zulächelt, so zieht der Senn mit seinem Vieh in die Berge und verweilt allda, bis der rauhe Herbst und mitunter ein Schneegestöber ihn heimzuziehen zwingt. Während aber den Sommer über seine Kühe und Geisen in den aromatischen Alpenkräutern schwelgen und in ihrer Art ein recht frohes und angenehmes Leben führen, begnügt sich der frugale Senn, abgeschnitten von aller menschlichen Gesellschaft, mit dem Genuß seiner Schotten und Milch und entbehrt — mit einigen seines Gleichen auf unzugängliche hohe und unwirthbare Alpen gleichsam verbannt — oft ganzer Monate lang des nöthigen Brods.

Ein angenehmes Schauspiel gewährte es mir, als ich wenige Tage nach meiner Ankunft in Gaiß einen jubelnden Sennzug in die hohen Alpen *) zum erstenmal mit ansehen konnte. Ein Senn von munterm Ansehen zeigte an der Spizze des Zugs der schönen Heerde den Weg. Heiterkeit und Frohsinn bliften aus jeder seiner Mienen, denn er eilte nach einem langen Winter der freien Natur in den grünen Alpen zu. Unter Jauchzen und abwechselndem Gesang seines ländlichen Hirtenreihens lokte

*) Eine Alp heist im Appenzeller Lande so wie in der ganzen Schweiz eine grasreiche Viehweide in den Bergen, wo der Senn während des Sommers sein Vieh weiden lässt.

er die Leute ans Fenster, grüßte jedermann freundlich und lies sich zur angenehmen Reise Glück zuwünschen. An seiner Schulter hieng ein hölzerner Melknapf, und die schönste Kuh seiner Heerde folgte ihm zur Seite nach. Diese zeigte Selbstgefühl und Stolz, oder vielmehr eine Art von Wohlbehagen in ihrem Gange; an ihrem fetten Halse hieng eine grosse Glokke, die vermittelst eines breiten mit Nahmen und Geschlecht des Besizzers gezierten ledernen Riemens befestiget war, und ihr zum Schmuck gereichte. Hinter ihr folgten zwei etwas minder schwere Kühe, die ebenfalls mit grossen Schellen oder Glokken geschmückt waren, und durch einen auffallenden und in seiner Art ganz eigenen Glokkenklang der nachfolgenden Heerde das Zeichen zum fröhlichen Nachtrab gaben, welche dann auch munter dieser arkadischen Musik folgte, und die Aufmerksamkeit der vorübergehenden Personen auf sich zog. Mehrere Ziegen beschlossen den Zug, und ein geschäftiger Stallhund hielt jedes Thier zur Ruhe und Ordnung an, während als einige Knechte, die der Senn Handbuben nennt, die nöthigen hölzernen Geräthschaften der Heerde nachtrugen.

Diese Kuhglokken zeichnen sich vor unsern teutschen in Rücksicht der Grösse, Form und des Klanges ganz besonders aus. Ich kann sie mit nichts Aehnlicherem vergleichen, als mit den Ofenblasen, die man in den Wirthschaftsstuben unsrer Landleute antrift, nur daß jene länglich rund, an beiden Sei-

ten etwas eingedrückt sind, und bei der Oeffnung schmal zusammen laufen. Sie sind oft 20 und mehrere Pfunde schwer, und werden im Tyrol verfertiget, und nach Feldkirch und Altstädten gebracht, wo sie auf den dasigen Märkten von den Appenzellern gekauft und das Stück mit 3 Louisd'ors, oft noch mehr, bezahlt werden. Der angenehme, helltönende Klang hat für alle Kühe etwas so Einnehmendes und Anziehendes, daß sie, daran gewöhnt, wohl schwerlich ihrem Führer folgen würden, wenn diese Alpenmusik nicht in ihr Ohr dränge. So sah ich einen kleinen Knaben auf eine etwas abgelegene Grasmatte mehrere Kühe führen, denen er vorausgieng und mit einer grossen Sennglokke in der Hand einen starken Klingklang anstimmte. Weil es mir auffiel, daß er sie nicht lieber der Kuh um den Hals hieng, fragte ich ihn um die Ursache, und seine Antwort war: die Glokke ist zu schwer, und da keine dieser Kühe je noch eine getragen hat, so trag ich sie selbst voran, indem sie mir dann desto sicherer und fröhlicher folgen. Zu einer andern Zeit sah ich mit innigem Wohlbehagen, wie mehrere Kühe, die auf einer Weide eingeschlossen waren, mit gespannter Aufmerksamkeit einem unter Sang und Klang herannahenden Sennzug entgegen harrten. Sie liefen dem herbeikommenden Zug, der dicht an ihrer Weide vorübergieng, entgegen, und so weit es ihnen die engen Gränzen ihres Bezirkes erlaubten, eilten

sie dem lieblichen Ton dieser Musik zu, sprangen begierig und hizzig auf und ab, und zeigten unter lautem Gebrüll ihr grosses Wohlgefallen, und würden sich gewiß mit aller Gewalt dem Zuge, den ihr Auge sehnsuchtsvoll verfolgte, angeschlossen haben, wenn nicht der Zaun ihrem Vorhaben Schranken gesezt hätte. Eine Kuh, welche einmal eine Zeitlang mit diesem Glokkenschmuck bekleidet ist, und die damit verbundene Ehre und Auszeichnung gleichsam zu empfinden scheinet, lässt sich schwerlich diese Zierde wieder abnehmen, wenn der Senn nicht eine Störung in der ganzen Heerde befürchten will, da das gekränkte Thier auf alle Weise sein Misvergnügen und seine Betrübnis, ja sogar seine Rache gegen die Nebenbuhlerin zu erkennen giebt. Dieß sind die Bemerkungen, die sich auf reine Wahrheit gründen, und wovon sich jeder Reisende durch aufmerksame Beobachtungen selbst überzeugen kann.

Keineswegs aber bedient sich der Appenzeller dieser schweren Schellen als einer täglichen Zierde für seine weidenden Kühe, sondern er gebraucht dieselben blos zum Prunk, wenn er mit seiner Heerde in die Alpen, oder aus denselben wieder heim kehrt; auch dann wenn er von einem Dorfe zum andern zieht, um sein hie und da eingekauftes Futter zu verfüttern. Denn da die weitläufigen Alpen blos den Sommer hindurch für so viel tausend Kühe, Gei-

se, Schaafe, Pferde und Schweine *) das kräftigste, schmackhafteste Futter hinreichend liefern, aber nicht können abgemähet und das Gras oder Heu in die weitentlegenen Dörfer hinabgeführt, also keineswegs für den Winter benuzt werden, so sieht sich der Senn im Spatherbste genöthiget eine Menge Futter einzukaufen, weil seine Thalwiesen für eine grosse Viehheerde nicht hinreichend Futter zu liefern im Stande sind, um seine Sente durchwintern zu können. Er läßt aber das in dieser Absicht erkaufte Heu keineswegs in seine Scheune führen, sondern der hiesigen Landessitte gemäs, zieht er mit seiner ganzen Heerde in die nah oder fern gelegene Wohnung dessen, dem er das Futter abgekauft hat, verweilt allda so lange, bis es aufgezehrt ist, und begiebt

*) Die Schafheerden, Pferde und Schweine sind in den Alpen keineswegs beträchtlich. Schweine hält man blos um ihnen die abgehende Schotten, die sonst nicht benuzt werden können, reichen zu können; man mästet sie und verkauft sie auf dem Altstädter Markte. Die Schaafe gehören mehrentheils ausländischen Mezgern, die sie auf den Alpen übersommern lassen; oder wenn sie dem Senn gehören, so verkauft er sie im Herbst aus Mangel an Stallfutter. Die Pferde werden erst in den lezten Wochen, wenn die guten Grasarten schon abgegrast sind, in die Alpen geführt.

giebt sich dann wieder in eine andere Gegend, bis der Frühling ihn in die Berge lokt. So entfernt er sich oft mehrere Stunden von seiner eigentlichen Heimath, zieht in entfernte Gemeinden, auch wohl in das angränzende Toggenburg, je nachdem er in der Nähe oder Ferne sein Futter gekauft hat. Bei einer solchen nomadischen Lebensart sorgt der jedesmalige Hausherr, bei welchem der Senn anlangt, ausser dem Futter für das nöthige Brennholz zur Bereitung der Schotten und Käse, und für die Stallstreu. Da aber, wie schon gemeldet, kein Getreide im Kanton erbauet wird, so benuzt der hiesige Landmann gewisse Farrenkräuter und Riedgräser, welche an feuchten, unbebauten Orten wild wachsen, die die Stelle des Strohes hier zu Lande versehen; oder er kauft in dem nahe gelegenen Fürstenlande, wo mehr Getreide angebaut wird, das nöthige Stroh ein, um sich den Winter hindurch damit zu versorgen *). Dafür geniesst der Landmann, der einen

*) Daß man die Streu von den Tannenhölzern, die sehr beträchtlich sind, in den Viehställen benuzze, wie dieß in Teutschland so allgemein üblich ist, fand ich hier nicht. Da aber der Dünger in Ermanglung der Felder blos auf die Wiesen verführt wird, so läßt sich der Grund gar leicht angeben. Uebrigens ist, wie mich dünkt, der Landmann für die Aufnahme seiner Güter nirgends besorgter und thätiger als hier. Klei-

Senn eine Zeitlang beherberget hat, noch ausser der Bezahlung für das Futter auch den Dünger und den Urin der Kühe. Denn lezteren lässt ein wirthschaftlicher Landmann keineswegs unbenuzt aus seinem Stalle verlaufen, er mag nur eine Kuh oder eine ganze Sente haben; sondern er sammlet ihn in gemächlich unter dem Kuhstalle angebrachten Behältern oder Ständern auf, führt ihn im Frühjahr und Herbst auf seine Wiesen, und sucht selbst aus dieser Kleinigkeit einen grossen Nutzen zu ziehen. Sie sehen also, gel. Elt., auf diese Weise leicht ein, daß der Appenzeller, der aus Allem Nuzzen und Vortheil zieht, durch diese Nuzanwendung seine Wiesen in den besten Stand stellt, und zu Erzeugung vorzüglich fetter Grasarten alles mögliche anwendet, so daß manche Kuh des Tages 8 bis 10 Maas Milch zu geben im Stande ist.

Viel=

---

ne Kinder laufen auf den Strassen umher, sammeln den Mist, den die Pferde und das Rindvieh verlieren, mit den Händen auf, laden ihn auf kleine mit sich führende Kinderwägen, und bringen ihn heim. Oder um Dünger zu gewinnen, legt der Landmann in hohle schmuzzige Wege im Herbst Laub, allerlei Unkraut oder auch Stroh, wodurch die Strasse nicht blos fahrbarer, sondern auch der Vortheil gewonnen wird, daß man mit der Zeit einen guten fetten Dünger heraus nehmen kann.

Vielleicht steht hier eine Vergleichung zwischen der Behandlung, deren sich die Appenzeller Kühe von ihren Herren zu erfreuen haben, und zwischen der Erziehung und Bildung der Kinder manches Landmannes, nicht ganz am unrechten Orte. Mancher Appenzeller sorgt ungleich zärtlicher und theilnehmender für das Wohl und die Gesundheit seines Stallviehes, als für die physische und moralische Bildung seiner Kinder. Leztere wachsen oft ohne allen Unterricht und Erziehung auf, und erreichen bisweilen das 18te und 20te Jahr, oder wollen zum ersten Nachtmals-Unterricht gehen, und sind noch in der ersten Buchstabenkenntniß unwissend und fremd, während als seine Kühe aufs säuberste vom Schmuzze gereiniget und gepuzt werden, das schmakhafteste Futter geniessen, und Tag und Nacht auf das liebreichste, und zwar ohne Stab und Peitsche mit guten Worten und schmeichelnden Redensarten erzogen und behandelt werden. Der ungebildete Senn, der oft selbst, vorzüglich in dem katholischen Appenzell, wo ohnehin die Geisteskultur auf der niedrigsten Stufe steht, wenig Folgsamkeit seinen Eltern zu beweisen gelernt hatte, muß oft lange warten, bis sein Knabe den väterlichen Winken und Ermahnungen Gehör giebt und Folge leistet, dahingegen er seine Kühe und Ziegen auf gewisse Töne, deren man sich bei dem Zusammenruf des Viehes bedient, aufmerksam zu seyn gewöhnt hat, auf die sie sogleich ihrem Herrn zueilen, und liebkosend und schmei-

chelnd

chelnd sich an seine Seite stellen. Gewiß wohl zehnmal leichter vergisst er den Verlust eines oder mehrerer Kinder, als den Verlust eines Kalbes; und nirgends mag die Gleichgiltigkeit bei dem Tode kleiner Kinder grösser seyn, als in der Familie manches hiesigen Landmanns. Er ist sogleich mit dem allgemein üblichen Ausdruk, als seinem besten Trostspruch in Bereitschaft: „es ist ihm (meinem Kinde) wohl gangen". Den Verlust eines seiner Stallthiere beklagt er dagegen sehr lang, und nicht selten mit den aufrichtigsten und bittersten Thränen. Diese Bemerkung ist mir von den gewissenhaftesten und wahrheitsliebendesten Männern, deren Erfahrung und vieljährige Beobachtung die Avthentizität verbürgt, mitgetheilt worden.

Eilfter Brief.

Inhalt.

Besuch einer reformirten Gottesverehrung; mangelhafte Liturgie; einige andere Auffallenheiten in der Kirche; grosse Liebe und Anhänglichkeit des Appenzellers ans Alte, in politischer und religiöser Hinsicht; Separatisten.

Gaiß im August.

Als ich gestern beim Strahl der wohlthätigen Morgensonne erwachte, erinnerte mich das nahe und ferne Geläute von allerlei Thurmglokken, an die Feier des Tages, es war Sonntag, und sobald ich meine Schotten getrunken hatte, lokte mich der schöne Morgen in die freie Natur, und weil ich schon längst beschlossen hatte, in einer hiesigen reformirten Kirche einen religiösen Vortrag anzuhören, in den Tempel. Auf dem Wege dahin gesellten sich nach und nach mehrere Landleute beiderlei Geschlechts zusammen, an welche ich mich anschloß, und die Kirche erreichte. Sie war ganz mit Zuhörern angefüllt,

eine Bemerkung, die mir schon ein gutes Vorurtheil im Voraus für diese Gemeinde einflösste, weil ich so etwas in meinem Vaterlande zu sehen nicht gewohnt war; und weil ich überzeugt bin, daß da, wo man wenigstens schon äusserlich Achtung für die Religion und die öffentliche Gottesverehrung hat, und Theilnahme dafür beweist, sich auch bei einem grossen Theil Wirkung aufs Herz erwarten läßt; so wie im Gegentheil da, wo Mangel an Religiosität einreisst, sich auch bald Mangel an Moralität zeige.

Der Prediger erschien, die Thurmglokken verstummeten, und die ganze Versammlung richtete sich auf. In ehrwürdiger Sellung hatte das weibliche Geschlecht zur linken Seite Plaz genommen, der Pfarrer aber stand unmittelbar unter der Kanzel, und kündigte der Versammlung den abzusingenden Psalm an. Sie verzeihen, daß ich ihnen geringfügige Umstände so ausführlich bemerke; aber alles, was ich hier sah und hörte, war mir völlig neu und auffallend, so daß ich mich dadurch veranlaßt finde, in meinem heutigen Briefe mit der Beschreibung der Ceremonien in der hiesigen Liturgie, etwas kleinlich und umständlich zu werden. Die Liedersammlung, aus welcher der Gesang angestimmt wurde, war eine in teutsche Reime gebrachte Uebersezzung der Davidischen Psalmen, welche ein gewisser Dr. Ambrosius Lobwaßer vor mehr als hundert Jahren nach einer französischen Uebersezzung zusammengereimt oder geschmiedet hatte. Weit entfernt einen

herz=

herzrührenden, kräftigen und erbaulichen Gesang angestimmt zu hören, muste man sich vielmehr durch ein langweiliges, gedehntes und bis zum Ueberdruß Silbe für Silbe verzerrtes Psalmengeleier hinhalten lassen, bei dem wenig Ermunterung und Erbauung war, da Melodie und Inhalt gleich schlecht schienen, und was noch das unangenehmste war, von keiner Orgel begleitet wurde, die der Appenzeller aber überhaupt in den Kirchen nicht liebt, weil er in der Meinung steht, daß das Anmuthige seines Gesanges durch den Orgelschlag nicht gehört werde, weshalb auch, wie ich gehört habe, in keiner reformirten Kirche des Kantons, eine einzige ausgenommen, ein so schönes musikalisches Instrument angetroffen wird. Selbst Herisau, das in seiner schönen Kirche einst eine Orgel hatte, ließ solche, aus mir unbekannten Gründen, wieder herausnehmen.

Zum Glük wurden von diesem Gesang, dem ich beiwohnte, und in welchem weder für Sinn, noch Verstand, noch Einbildungskraft gesorgt war, nur zween Verse von dem Vorsinger *) angestimmt und

*) Die Geschäfte eines Schullehrers, Küsters und Kantors, welche bei uns in einer Person vereinigt sind, besorgen hier gewöhnlich drei verschiedene Menschen. Der Schulmeister hat als Kinderlehrer in der Kirche gar keine Verrichtung, da ein eigener Vorsinger den Gesang leitet, und ein bestellter Messner zur be-

und abgesungen, nach deren Beendigung ein Kind getauft wurde, was mir auch wieder zu verschiedenen Bemerkungen Anlaß gab. Nur zwei Pathen sind in diesem Lande bei einer Kindtaufe gebräuchlich, davon die Mannsperson nach der hiesigen Sprache: der Götti *) die Weibsperson: die Gotte heist. Ehe die eigentliche Taufhandlung erfolgte verlas der Pfarrer ein Gebet nebst einer Anrede an die Gemeinde und an die Taufpathen, worin er leztere ermahnte, zur christlichen Auferziehung des Kindes den Eltern behülflich zu seyn. Nach deren Beendigung reichte die Gotte dem Prediger das Kind, und flüsterte ihm etwas leise ins Ohr, — vermuthlich den Namen des Kindes, — und begab sich dann wieder an ihrem Ort. Der Prediger hatte sein Buch auf die Seite gelegt, und redete die beiden Taufzeugen ohngefähr so an: Wollet ihr, daß dieses Kind in der Taufe Jesu Christi getauft werde? Antwort: Ja. Unmittelbar nach vollbrachter Besprengung auf die Stirne des Kindes, sprach er den Namen des Kindes nochmals laut und vernehmlich

bestimmten Zeit des Tages die Glokken läutet, die Thurmuhr besorgt, und die übrigen Geschäfte eines Küsters verrichtet.

*) Das Wort Götti kommt von dem obsoleten teutschen Wort Aetti, welches Vater bedeutet, her; und so wie aus Vater Gevatter, so ist aus Aetti Geätti oder Götti entstanden.

lich aus, nahm es vor sich hin in die Arme und redete es ohngefähr wie folgt an: Gott verleihe dir die Gnade, daß, wie du jezt mit reinem Wasser bist getauft worden, du auch einst in jener Welt mit einem reinen Gewissen vor Gottes Thron erscheinen und selig werden mögest. Darnach gab er das Kind dem Taufpathen, und die Taufhandlung war beendiget. Sie hatte meinen Beifall, weil kein Exorzismus noch ähnlicher aus dem Pabstthum ursprünglicher Ritus dabei statt hatte, so wie denn überhaupt die Reformirten nie bei der Taufe etwas vom Teufelaustreiben wissen wollten.

Nun verfügte sich der Prediger auf die Kanzel, verlas zuvörderst ein Gebet, die Texteswortc, und ehe er seinen Vortrag begann, sezte sich die versammelte Menge, die vom Anfang bis jezt gestanden hatte, nieder; die Mannspersonen bedekten sämmtlich ihre Häupter, und Alles war ganz Ohr. Der Vortrag war herzlich, kraftvoll, und der Fassungskraft eines Hirtenvolkes, in einer derben Appenzeller Mundart, angemessen. Während dessen aber wurde er durch einen gewaltigen Lärm, der auf der Emporkirche entstund, in seiner Abhandlung eine Pause zu machen genöthiget. Mit starken und ernstlichen Ausdrükken gebot er Stille und Ruhe, und wandte sich zulezt an die Vorgesezten der Gemeinde, die Andachtsstörer an dem gehörigen Orte zu bestrafen. Eine Gewohnheit, die mir zwar sehr auffallend und neu war, hier aber, wie man mich ver-

versicherte, nicht selten vorkommt, indem oft während der Predigt entweder der Pfarrer oder die Vorgesezten selbst eine solche Verweis-Episode einzuschalten gedrungen sind. Nachdem die Predigt beendiget, das Gebet verlesen und der Segen von der Kanzel gesprochen worden war, verlas er noch einige landesobrigkeitliche Verordnungen, und unter andern die der Kanzel so ganz unpassende Bekanntmachung, daß einem gewissen N. N. wegen irgend eines Verbrechens Wein und Most (Birnen- oder Aepfelwein) zu trinken verboten, und jeder Wirth im Lande aufgefordert sey, ihm eine bestimmte Zeitlang denselben bei Verantwortung nicht zu reichen. Eben so ungeschikt und des Gotteshauses unwürdig schien mir die Ankündigung, daß irgendwo eine öffentliche Auktion gehalten, und dabei eine bestimmte Anzahl von Kühen, Kälbern und Geissen an die Meistbietenden verkauft werden würde.

Dieß Alles, was ich hier gesehen und gehört hatte, gab mir nach der Kirche auf meinem Rückweg nach Gaiß hinreichenden Stoff zu allerlei Bemerkungen. Es scheint also, daß die Predigt hier zu Lande die Hauptsache, der Gesang aber nur Nebensache sey, denn es wurde nach geendeter Predigt nur ein einziges Verschen aus dem vor der Predigt angefangenen Liede abgesungen, und damit die ganze Gottesverehrung beschlossen. Ja wie wenig der Kirchengesang geschäzt und geübt werde, erhellet auch daraus, daß gewisse Religionsgebräuche

ganz ohne denselben gehalten werden. Dahin gehören Kinderleichen und die Copulationen solcher Personen, die sich des frühzeitigen Beischlafs schuldig gemacht haben, welche Personen an einem Mitwoch ohne Anstimmung des Gesanges verbunden werden.

Gestern Abends machte ich einen Besuch bei dem Pfarrer dieses Orts, dem ich meine Verwunderung über so Manches, das ich in der Kirche bemerkt hatte, nicht vorenthalten konnte. Er hatte die Güte mir seine Kirchenagende zu zeigen, die, o denken Sie! im Jahr Christi 1686 zu Zürich war gedrukt, und damals fast in allen reformirten Gemeinden des Schweizerlandes eingeführt worden. Doch versicherte man mich, daß späterhin eine neue Auflage davon sey veranstaltet und herausgegeben worden, die dem Geiste der Zeit gemäs, wenigstens in Wortveränderungen und an zweckmässigen Zusätzen, um Vieles gewonnen habe, im Kanton Appenzell aber nicht eingeführt sey. Ich sties beim Eröffnen dieses alten ehrwürdigen Buches gleich auf das Sterbegebet, welches folgendermassen anfieng: dieweil der ewige Gott, aus diesem trübseligen Jammerthal erlöset hat N. N. rc. In der That, ich konnte über solche harte und unrichtige Ausdrücke meine Verwunderung nicht wohl bergen, da es höchst unschiklich, ja! der Wahrheit zuwider ist, solche Redensarten dergleichen mehrere in diesem Gebete enthalten waren, in dem 19ten Jahrhundert noch in christlichen Kirchen zu hören; denn

wir

wir Menschen handeln gewiß oft ungerecht, daß wir eine Welt verdammen, und als ein mühseliges Jammerthal verschimpfen, die doch an sich betrachtet, das Vollkommenste ist, und worinnen wir nur selbst oft durch eigene Schuld das Unvollkommene sind.

Als ein Pröbchen wie erbaulich und herzstärkend die hiesigen Begräbnißlieder sind, und welche nebst einer kleinen Sammlung Fest- Abendmahls- Sterbe- und anderer Gelegenheitslieder, den Psalmen beigefügt worden, theile ich Ihnen einen Vers aus dem hier gewöhnlichen Sterbegesang mit, woraus Sie sich eine Idee von dem ganzen Gesangbuch machen können:

Wer ist, der uns dis Liedlein sang?
Ist alt, und wohl betaget,
Dismal konnt er nit von der Statt,
Das Podagra ihn plaget:
Oft seufzt er, und bat Gott im Sinn:
Herr, holl den kranken Herrmann hin,
Wo jetzt Elias wohnet.

Es ist unbegreiflich, daß man noch im Jahr 1801 solch elendes Zeug abdrukken, und in reformirten Kirchen absingen lassen kann; denn das Gesangbuch, in welchem dies rührende Lied befindlich ist, wurde im gedachten Jahr zu Zürch bei David Geßner als die neueste Auflage öffentlich herausgegeben. Und so wird diese von obengenannten Lobwaßer veranstaltete Sammlung, noch bis auf den heutigen Tag

unverändert gelassen, gleichsam als wenn sie keiner Besserung bedürfe, und der Verfasser ein vir theopnevtos wäre. Der gemeine Mann hält dieselbe so sehr in Ehren, singt daraus alle Sonntage gedankenlos die ungereimtesten und abgeschmaktesten Reime, und ich möchte es keinem rathen, nur mit einem gelinden Tadel gegen dies oder jenes Lied einzukommen, wenn er nicht für einen Neugläubigen, für einen Religionsräuber gehalten werden will.

Woher es komme, daß man bei dem vielen und unverkennbaren Guten, welches ich unter diesen braven, biedern Leuten fand, noch nicht früher darauf bedacht gewesen ist, gute und zwekmässige Verbesserungen im Liturgischen und Politischen vorzunehmen, will ich nicht entscheiden. Doch kann vielleicht ein scharfer Blik auf den Geist, ein Blik in ihre freie demokratische, aber auf die jetzigen Zeiten nicht mehr passende Regierungsverfassung, uns einigermassen ein Licht aufstellen. Der Appenzeller, vorzüglich vor der französischen Staatsumwälzung, betrachtete sich nicht nur für den freiesten Mann in der ganzen Eidgenossenschaft, sondern wohl gar in der ganzen Welt, glaubte: es sey kein Volk mit solchen Privilegien, Vorzügen und Freiheiten zu finden, als das seine. „Durch mich, so hörte ich manchen Eingebildeten reden, werden alle Staatsämter des Landes besezt, durch meine rechte Hand wird der Landammann erwählt und aus der Mitte des Landmanns auf den obersten Posten des Landes ge-

stellt, wo er so lange steht, als wir es für gut finden. Ich habe selbst als ein unbemittelter Landmann das Recht Aemter zu bekleiden, als Vorsteher meiner Gemeinde, ja wohl gar als Landammann meinem ganzen Vaterlande vorstehen zu dürfen!"

Eine solche Ochlokratie ist gewiß keineswegs mehr für unsre Zeit berechnet, und nimmermehr geeignet, Aufklärung, wahre Aufklärung, die auf Kopf und Herz eingreift, zu begünstigen; sondern gute Anstalten, Verbesserungen im Kirchlichen und Bürgerlichen müssen zurükbleiben, wie dieß die Erfahrung deutlich gezeiget hat. Und gesetzt auch eine solche Regierungs-Verfassung habe den besten Willen zur Ausführung guter gemeinnüzziger Plane, so findet sie doch oft bei einem auf seine Verfassung eingebildeten stolzen Pöbel, der das Gute auch durch die deutlichsten Vorstellungen, die man ihm zu machen, und bei der gründlichsten Ueberzeugung, zu welcher man ihn zu bringen sucht, doch verkennt, die heftigsten Widersprüche und grössesten Hindernisse, da er das Neue verwirft, weil es neu ist, ohne es zu prüfen, und die Maxime hat: die Neuerungen thun nicht gut, wir wollen's haben wie vor Altem. Er scheuet nicht blos die Kosten, sondern er betrachtet eine heilsame Verbesserung als einen Eingriff in seine Rechte, und besonders in religiöser Hinsicht, als einen Raub seiner Religion, an der er blindlings hält, und die man ihm entziehen zu wollen scheint, wenn man z. E. bessere Gesänge, zwekmässigere

und

und auf unsre Zeiten passendere Gebete empfehlen und einführen will.

Es fehlt nicht an Beispielen, daß Prediger des Landes, die den dunkeln Schleier, den Aberglaube und Unwissenheit über die Augen ihrer Pfarrangehörigen gezogen, allmählig hinweg zu nehmen, und hellere Grundsätze zu verbreiten bemühet waren, verkannt, angefeindet, und selbst von alten Zionswächtern verkezzert wurden; und daß man sogar helldenkende Köpfe aus der gemeinen Volksklasse, die sich durch geläuterte Religionsbegriffe über ihre Brüder erhoben sahen, als Neu- und Irrlehrer beschimpfte, verachtete und verfolgte. Andre hingegen, die erst gleichsam zu denken, und Wahrheit und Irrthum von einander zu scheiden anfiengen, die neuere Schriften ohne gute Auswahl lasen, ihren Inhalt nicht völlig verdaueten, sich selbst zu helfen nicht allemal im Stande, und einen aufrichtigen Prediger zu fragen zu schüchtern waren, verfielen auf falsche und schädliche Lehren, knüpften wohl gar Verbindungen mit entfernten Schwärmern, Böhmisten oder ähnlichen Zunftgenossen an, und geriethen am Ende auf solche Abwege von der Religion, daß sie durch ihre orthodoxen Lehrer gar nicht mehr zurükgebracht, und der reinen Lehre zugeführt werden konnten.

Wenn daher im Kanton Appenzell hie und da Sonderlinge, oder solche Personen leben, von denen man sagt, sie hägen falsche Grundsäzze, und breiten

auffallende der Bibel zuwider laufende Lehren aus; wenn, wie ich höre und in den theologischen Annalen gelesen habe, vorzüglich in dem Kanton Zürich die Secte der eigentlichen Schwärmer und Separatisten so stark um sich greift, daß in mancher Gemeinde kaum die Hälfte mehr zur Kirche und zum Abendmahl geht, oder die Kinder gutwillig taufen lässet, so daß sich selbst die Kantons-Regierung, und der geistliche Synodus nicht getrauet ein solches Wespennest zu zerstören, oder eingreifende Maasregeln dagegen zu gebrauchen; — so liegt der wahre Grund nach meinem Erachten wohl darinnen: daß solche Leute anfänglich, aus Mangel eines weisen und gutmeinenden Führers, bei ihrem lobenswerthen Vorhaben in der Schrift zu forschen und nachzudenken, in ein Labyrinth geriethen, wo sie keinen leitenden Faden sahen, um sich herausfinden zu können, sondern zu ihrem Schaden andere Mitgenossen antrafen, die sie immer tiefer in die finstern Gänge führten, so daß sie am Ende nie wieder ans Tageslicht zu bringen und herauszureissen sind.

Doch um wieder auf das Obige, nämlich den niedern Grad von Aufklärung, der in dieser Gegend herrscht, zurük zu kommen, so gereicht es doch der gegenwärtigen Regierung und mehreren einsichtsvollen wakkern Geistlichen des Landes zu einem wahren Lobe, daß man seit einiger Zeit eifrig bemühet ist, allerlei heilsame Verbesserungen in Kirchen und Schulen vorzunehmen, eine bessere Liturgie so viel

sich

sich nähmlich thun lässt, besonders bessere, und zur Erbauung stimmende Gebete einzuführen, die Landschulen zu reformiren, und daß man auch auf zwekmässige Mittel gedacht hat, dieß ins Werk zu sezzen.

Zwölfter Brief.

Inhalt.

Reise nach St. Gallen; Hofrath Jung-Stilling der Menschenfreund und Liebling von St. Gallen. Die Klosterabtei; der Abt Pankraz; vortreffli- Bibliothek daselbst.

St. Gallen im August.

Ich machte diesen Morgen einen kleinen Abstecher nach St. Gallen, theils um diese Kantonsstadt glei-ches Namens zu besehen, theils um einen Mann kennen zu lernen, dessen Person in dieser Gegend so grosses Aufsehen erregte. Der Herr Hofrath Jung, von Heidelberg, genannt Stilling, der Verfasser der Siegsgeschichte und des grauen Mannes, — ja gleichsam der neueste Prophet unsrer Zeit, — der ist es, den ich meine. Aber ich kam zu spät, denn schon war er seit mehreren Wochen wieder abgereist. Doch sprach man fast überall noch mit Entzükken, ja mit Begeisterung, von diesem Manne, der sich in den Herzen eines grossen Theils der hiesigen Stadt-

Einwohner ein sehr bleibendes Andenken gestiftet hat, dessen sich oft der verdienstvolleste Mann irgend eines Orts wohl schwerlich von den Seinen wird rühmen dürfen. Kurz man konnte mich nicht genugsam versichern, mit welcher Hochachtung, Liebe und Verehrung das hiesige Publikum an den Schriften und der Person dieses Mannes hänge, wie groß die Anzahl der Freunde — ich möchte fast sagen der Anbeter — sey, die Stilling unter allen Klassen von Einwohnern dieser Stadt zähle. Unzählige beeiferten sich bei seinem Aufenthalt zu St. Gallen ihn bei sich zu sehen, die angesehensten Familien achteten es für das grössește Glück, den Seher in die Zukunft, den liebenswürdigen Stilling in ihre Abendzirkel einführen zu können. Und so lange sein Aufenthalt dort währte, sprach nur Alles von ihm, Alles fragte und begehrte nach seinen Schriften, und wer ihn nur gesehen, nur etwas von ihm gelesen hatte, der schäzte sich schon glüklich. Sogar fremde Personen, geistlichen und weltlichen Standes, verliessen das Land, und eilten in die Stadt, den Mann zu sprechen, dessen Ankunft die Zeitungen schon verheissen hatten; und Groß und Klein, Arm und Reich eilte aus seinem Munde ein Wort des Trostes, der Erbauung, kurz nur Etwas zu hören, und Viele konnten sich wirklich seines Anbliks, seiner Rede freuen. Fast keine Viertelstunde des Tags bis in die späte Nacht war sein. Von einer Familie gieng er in die andere, und aus jeder

wur=

wurde er mit Entzükken, mit Rührung, mit Thränen entlassen. Kam er in seine Wohnung zurük, so hatte sich auch hier ein Häuflein versammelt, das seiner mit Sehnsucht schon lange gewartet hatte, oder er fand doch eine so zahlreiche Menge von Einladungen und Bittschreiben, daß er oft über die Auswahl derselben unschlüssig ward.

Noch nie, wie es scheint, mag ein Mann nach St. Gallen gekommen seyn, der mehr fromme Herzen sich erworben, sich mehr der allgemeinen Liebe und Werthschätzung versichert hat, als Jung, der allgemein verehrte Menschenfreund. Einer solchen Aufnahme hatte sich der liebenswürdige Zollikofer, den Leipzig eine Zeitlang in seinen Mauern sah, und den nicht blos eine einzige Stadt, sondern ganz Teutschland nach Würden schäzte und liebte, und dessen Verdienste noch jezt vollkommen anerkannt werden, bei seinem Besuch in St. Gallen, seiner Vaterstadt, nicht völlig zu erfreuen, sondern hie und da als ein verdächtiger Neologe, dessen Meinungen gefährlich werden könnten, geschildert, sah er sich von so manchem Zionswächter die Achtung, auf die er in aller Rücksicht, auch unter seinen Amtsbrüdern, Rechnung machen konnte, entzogen. Und so gieng es dem edlen, bescheidenen, aber von Einigen verkannten Zollikofer, wie einst dem grössesten Lehrer der Wahrheit, der von sich selbst sagt: Ein Prophet gilt nirgends weniger, denn daheim bei den Seinen. Aber wie — werden Sie

fra=

fragen — erwarb sich Jung bei dem St. Galler Publikum, ein so gränzenloses Zutrauen, da man doch in Teutschland, wo er zwar auch nach Verdiensten geehrt, aber nicht so wie hier gleichsam in den dritten Himmel erhoben wird, keineswegs so viel Wesens von ihm macht, als in St. Sallen. Der Grund liegt, nach dem, was ich hier erfahren habe, zunächst in seinen Schriften, die hier sehr eifrig gelesen, und begierig aufgesucht werden, und in denen, wie bekannt, ein ganz eigener Geist wehet, der mit den Empfindungen eines beträchtlichen Theils des hiesigen Publikums sympathisirt. Doch auch als ein ungemein glüklicher Staarstecher hat er sich so bleibende Verdienste zu St. Gallen erworben, daß man sich nicht wundern darf, wenn er damit viele Herzen gewann, da er diese edle menschenbeglükkende Kunst, dort, so wie bisher überall, auf eine so uneigennüzzige Weise ausübte, daß er blos von denen eine Belohnung seiner Mühe annahm, die es wohl zu geben im Stande waren. Ein mehr als 70jähriger Greis und vormaliger Landprediger eines benachbarten Kantons, der noch in seinen alten Tagen einen der edelsten und köstlichsten Sinne verlohren hatte, bat ihn inständig um Hülfe und Rettung, und war auch so glüklich durch ihn sein verlohrnes Gesicht wieder zu erlangen, und dankt noch täglich seinem Retter für diese unschäzbare Wohlthat.

Noch folgende wahrhafte Anecdote wurde mir von einem glaubwürdigen Augenzeugen über Stilling

ling mitgetheilt. Herr Hofrath Jung war einst in eine angesehene Familie auf ein Soupé eingeladen worden, wo sich zugleich eine grosse Menge Haus- und Familienfreunde mit eingefunden hatten, und da er, wie bekannt, an jede Versammlung, in die er eintritt, die Gewohnheit hat, erbauliche religiöse Anreden zu halten, ja etwas Eigenes darinnen sucht, jedem, mit dem er spricht, etwas Verbindliches zu sagen, so hielt er es auch in dieser Gesellschaft für zwekmässig ein Tischgebet zu verrichten, welches nicht länger als eine halbe Stunde dauerte.

Den 6ten August.

Da noch diesen Nachmittag der Lindauer Bote von hier abgehet, so eile ich meinen Brief zu expediren, weil ich gern heute wieder nach Gaiß verreisen, und doch ihnen diese Berichte noch zusenden möchte. Ich besah nämlich diesen Vormittag das hiesige schöne Klostergebäude, oder vielmehr die fürstliche Abtei, welche einen beträchtlichen Umfang hat, zwar in der Stadt liegt, aber doch von derselben durch eine 32 Shuh hohe Mauer getrennt ist, und die ganz vorzüglich die Aufmerksamkeit jedes Reisenden verdient, wenn er sagen will, daß er in einer der angesehensten Städte der Schweiz gewesen sey. Dies Kloster war in dem mitteln Zeitalter der Siz der Wissenschaften in ganz Helvetien, und eine Pflanzschule mehrerer berühmter Gelehrten, die

darinnen gebildet wurden, die aber in den neuern Zeiten gleichsam ausgestorben sind, weil sich die Mönche lieber auf etwas anders legten als auf die Patres ecclesiasticos *).

Der Abt von St. Gallen war in der alten Regierung der mächtigste geistliche Fürst der ganzen Schweiz, und seit 1451 der erste zugewandte Ort der Eidgenossenschaft. Er hatte in der Schweiz und in Teutschland sehr ansehnliche Besizzungen, sein eigenes Regierungs-Conseil, und mehrere andre grosse Vorrechte. Sein schönes, obst- und fruchtreiches Gebiet bestand aus zwei verschiedenen Landschaften, welche gemeiniglich die alte und neue Landschaft genannt wurden, in welcher erstern die nahrhaften Städtchen Wyl und Roschach am See, und in der andern, die auch die obere und untere Grafschaft Toggenburg hies, die Stadt Lichtensteig sich befanden. Und obgleich diese fürstliche Abtei in der Stadt St. Gallen selbst sich befand, so hatten doch die Einwohner derselben sich schon 1402 in den Schweizer Bund begeben, und das geistliche Joch völlig von sich abgeschüttelt, das die Appenzeller, die ehedem auch unter des Abts Botmässigkeit standen, ebenfalls gethan hatten. In den neuern Zeiten aber hat es mit den Rechten und Ansprüchen des Abts eine ganz andre Richtung bekommen, und die Re-

*) Sunt monachi quorum stomachi sunt amphora Bacchi.

Revolution hatte auch für den Herrn Abt Pancratius keineswegs die wohlthätigsten Folgen. Er floh bei der Ankunft der Franzosen nebst seinem ganzen Convent in seine teutschen Besizzungen, und nahm alle Kostbarkeiten, und was nicht hand- wand- band- niet- und nagelfest war, mit. Seine beiden Landschaften, und der jezzige Kanton Appenzell wurden zu einem eigenen neuen Kanton (Saentis) erhoben, wodurch denn der geistliche Fürst aller seiner landesherrlichen Rechte beraubt wurde, und das von Rechtswegen; denn was kann auffallender, was thörichter seyn, als daß mitten in einem Freistaate ein geistlicher Staat sich finde, dessen Unterthanen nicht freie Schweizer, sondern Leibeigene sind? Die gegenwärtige Regierung gestattete ihm zwar die Rükkunft ins Kloster als Abt, konnte aber seinen ungestümmen Forderungen, als weltlicher Oberherr in seine vorigen Rechte einzutreten, keineswegs entsprechen, daher er alle List und Ränke gebrauchte, geheime Verschwörungen gegen die Regierung anzettelte, und sich aller Mittel und Wege bediente, um per fas aut nefas seiner Länder sich wieder zu bemächtigen. Er konnte aber nie, und wird auch nie zu seinem Zwecke gelangen, daher er bis jezt noch auf seinen schwäbischen Besitzungen zu Neu-Ravensburg lebt, und in tiefen Gedanken versunken mit Virgil singt:

O mihi praeteritos referat si Jupiter annos!

Jezt gleicht dieses prächtige Gebäude mehr einem grossen Handels- und Fabrikhaus, wo die hiesigen Kaufleute ihre Gewölbe aufgeschlagen, und eine ansehnliche Gesellschaft St. Galler Handelsherren mehr als 90 Englische Spinnmaschinen aufgestellt haben, die einen ganzen Flügel der schönen Abtei einnehmen. Da in einem andern Theil derselben die Kantonsregierung und die verschiedenen Bureaus derselben ihren Siz haben, so arbeitet man jezt sehr thätig daran — weil es nicht an Plaz gebricht — auch die Wohnungen für die Regierungsmitglieder und ihre Familien einzurichten. Mehr aber als alles dieß interessirte mich die wegen ihrer schäzbaren Handschriften nnd gedrukten Werke berühmte Klosterbibliothek, und die schon wegen ihrer äussern Schönheit, womit dieß Gebäude gezieret ist, ein Musentempel genannt zu werden verdient, als auch wegen ihrer Seltenheiten in Rücksicht der Literatur, Numismatik und des Mineralreichs mit Recht die erste und vorzüglichste Bibliothek der Schweiz genannt werden kann. Auch diese Schäzze, wenigstens die beste Auswahl der kostbarsten Bücher und rarsten Manuscripte, der schönsten Steine und Conchilien, das prächtige Münzkabinet und andre Raritäten, waren bei der Flucht des Abts und seiner Conventualen ausgewandert und nach Tyrol gereiset, wo sie in mehr als 230 grossen Kisten ankamen.

Auf die Einladung der Regierung an den Abt und seine Klostergeistlichen nach der Abtei zurükzu-

keh-

kehren, waren blos einige wenige Conventualen wieder zurükgekommen, die theils an der Klosterkirche, theils als Landgeistliche im Kanton angestellt wurden, und durch welche man den Ort erfuhr, wo der Abt die geraubten Schäzze verborgen habe. Man requirirte sie sogleich in Wien, und hatte die Freude dieselben fast sämmtlich zurükgebracht zu sehen. Weil man aber keinen Catalog vorfand, so war man freilich besorgt, daß das Eine und Andere verlohren gegangen seyn könnte, zumal da diese Bibliothek, die vormals ohngefähr 20,000 gedrukte Bände zählte, jezt nur noch ohngefähr 15000 enthält. Gegenwärtig ist man sehr thätig beschäftiget ein neues Verzeichniß zu entwerfen, die Schriften zu ordnen, und durch einen ansehnlichen Fond, den die Regierung anweisen will, auch einen Weg einzuschlagen, die unvollständigen Werke zu completiren und neue anzuschaffen.

Da ich in den Büchersaal trat, fand ich eine ungemein grosse Aehnlichkeit, was äussere Verzierungen und Schönheiten desselben antraf, zwischen der Klosterbibliothek der aufgehobenen Benedictiner-Abtei zu Banz und der hiesigen: doch war jene bei weitem nicht von dem Umfang als diese. Auch fiel mir sogleich aus meinen Schuljahren das ein, was mein damaliger Rector über die kostbaren Manuscripte und den schönen Vorrath der hier befindlichen klassischen Autoren mir und meinen Mitschülern mitgetheilt hatte; und ich, der ich damals so wenig

ver-

vermuthen konnte, daß mein guter Genius mich einst in diese Klostermauern führen würde, ich konnte es jezt diesem verewigten Lehrer M. zu G. nicht genugsam danken, daß ich durch seine Bemühung mir die interessantesten und seltensten Schäzze dieser Bibliothek aufgezeichnet hatte, die ich nun hier, wo noch mehrere andere Seltenheiten meinem Auge sich darboten, mit Musse betrachten konnte. Dahin gehören unter andern: Ein kleiner Codex auf Aegyptischen Papyrus geschrieben, welcher Bruchstükke von Augustinus und Isidorus enthält; ferner ein Griechischer Codex der Evangelien mit lateinischer Uebersezzung, in welchem die Geschichte mit der Ehebrecherin, Johannis Cap. 8., fehlt, wozu jedoch der Raum leer gelassen ist; auch ein biblischer Codex aus dem 9ten Jahrhundert befindet sich hier, dem die Stelle 1. Johannis 5, 7. mangelt; in einem andern ist sie blos am Rande beigesezt. In eben diesem Jahrhundert ließ ein damaliger Abt ein schön geschriebenes Evangelienbuch, ein Geschenk von Kaiser Karl dem Grossen, in Silber, Gold und Edelsteine fassen, und ein Epistelbuch in Elfenbein mit silbernen und goldenen Spangen binden. Die Steine und Kostbarkeiten an diesen beiden Büchern waren aber in schlechte Steine von keinem Werth umgetauscht worden, wie jedem bald ins Auge fällt, der diese Werke betrachtet. Die Psalmen Davids in Gothischer Sprache mit goldenen und silbernen Lettern ungemein mühsam geschrieben, sind ebenfalls

un=

unter den Handschriften mit aufbewahret. Ein ehemaliger Herzog von Würtemberg bot einem damaligen Abt für diese Psalmen 12000 Thlr., ohne jedoch seinen Zwek zu erreichen.

Von der bekannten liberalen Denkungsart der hiesigen Regierung aber ist mit Recht zu erwarten, daß sie die verborgenen Schäzze, die in dem köstlichen Vorrath von Handschriften über helvetische Geschichte und klassische Literatur befindlich sind, welche man auf 1096 Bände anschlägt, und für welche einst die russische Kaiserin vergeblich 200,000 Rubel bot, keinesweges den Schaben und Milben überlassen, sondern mit der Zeit solche Veranstaltungen treffen wird, daß der Freund der Literatur hier seine Kenntnisse erweitern und die gelehrte Welt durch manche interessante Erläuterung der vaterländischen Geschichte und der lateinischen Auctoren bereichern dürfe, da die geistlichen Schwarzrökke diesen schönen Reichthum unbenuzt gleichsam veralten liessen. Durch die Angelsachsen und Schottländer kam eine vollständige Sammlung der alten klassischen Schriftsteller von den ältesten Ausgaben in dieses Kloster, und dieser schöne Musensiz war es ohne Zweifel, wo die Schriften eines Cicero de finibus et legibus, die Werke Petronii, Silii Italici, Quinctiliani *) und an-

*) Ein erwünschter Zeitpunkt zur Wiederauffindung mehrerer schäzbaren Klassiker war die Zeit

andere vor einem gänzlichen Untergang sichere Zuflucht fanden. Auch eine altteutsche Uebersezzung des

während des Concilii zu Constanz, wohin aus mehreren Gegenden Europas Gelehrte eilten, um an den Geschäften Antheil zu nehmen. Auch Johannes Franz Poggius, ein italiänischer Mönch, und grosser Gelehrter der damaligen Zeit, befand sich im Gefolge des Pabstes Johann des Drei und zwanzigsten; dieser bereiste die umliegende Gegend, wie seine in lateinischer Sprache abgefassten Briefe an einen guten Freund, dies deutlich beweisen, und kam auch nach St. Gallen, wo er sich das Verdienst erwarb, manche dieser eben genannten, und oft bisher nur stükweise bekannten Schriftsteller ans Tageslicht zu ziehen. Er entdekte hier unter andern auch den ersten Codex Quinctiliani institutionum orator. Lib. XII., welches Werk vorher nur in Fragmenten der gelehrten Welt bekannt war. Erst nachher fand Ulrich von Hutten der bekannte Verfasser Epistolarum obscurorum vir. zu Fulda einen andern Coder. — Quinctilianus, von Geburt ein Spanier, kam als ein Jüngling nach Rom, und schrieb daselbst zum Besten seiner Kinder seine Institutiones. Er hatte die Absicht, von Jugend auf aus Jünglingen Redner zu bilden, daher das 1te, 2te, 3te und 12te Buch für einen jungen Menschen am nüzlichsten zu le=

des untergeschobenen Werkes: Boetii consolatio philosoph. *) aus dem 10ten oder 11ten Jahrhundert, und

---

sen ist, weil man hier die praecepta discendi auf die schönste Weise dargestellt findet. Die grössesten Fehler dieses sonst vortrefflichen Buchs sind aber 1. er schmeichelt dem Kaiser Domitianus zu sehr, und 2. läugnet bei dem Tode seiner beiden Söhne, die zu seinem grössesten Leidwesen früh starben, die göttliche Vorsehung. Doch er war ein Heide, darum wollen wir ihm verzeihen.

*) Cicero hatte bekanntlich nur eine Tochter, Tullia, die starb frühzeitig hinweg, und der Verlust dieser einzigen Tochter war ihm unvergesslich. Er schrieb bei diesem Anlaß das Werk de consolatione philosophica, welches aber verlohren gegangen ist. Boetius, mit dem Stile des Cicero vertraut, schrieb ein Werk von gleichem Inhalt, ahmte die Schreibart des grossen Redners vollkommen nach, und gab der gelehrten Welt vor: das verlohrene Werk Ciceros aufgefunden zu haben; bis man am Ende den Betrug entdekte. — Wer erinnert sich nicht hierbei einer ähnlichen Anecdote? Ein Spaßvogel schikte dem gelehrten Gronov die Abbildung eines Bergmanns in seinem Berghabit mit der Lampe, und wünscht zu erfahren, wer dies wohl sey? Im Gefühl eines heimlichen Vergnügens entdekt dieser grosse Antiquar in dieser Figur

und mehrere andere alte Uebersezzungen klassischer Schriftsteller fand ich hier in einem Nebenschrank aufbewahret, die ich nebst andern Raritäten mit Vergnügen durchblätterte. Beim Eintritt in die Kunst und Naturaliensammlung wurde ich aufmerksam auf ein Gemählde von Hans Hollbein 1521, den Heiland im Grabe vorstellend, wozu der Künstler das Modell von einen im Rausch ertrunkenen Juden genommen haben soll. Hätte ich nicht die Nägelmaale und die Wunde in seiner Seite gesehen, ich würde dies Gemählde für nichts anders als für einen im Rausch ertrunkenen Juden gehalten haben, da ich das Sanfte, das Gelassene, das Göttliche — den grossen Gedanken: „Es ist vollbracht?" keinesweges in der Miene des entschlaffenen Erlösers fand, und wie mich dünket, hätte doch der Künstler dieß ausdrükken sollen. Eine reiche Jüdin bot einst 1000 Dukaten für dies Kunstwerk, erhielt es aber nicht. Sie sollte nur wiederkommen! —

---

einen Priester der Göttin Isis und schrieb einen gelehrten Commentar mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit, der zu bewundern ist. — Des schmerzlich hintergangenen D. Beringer Prof. zu Würzburg, mit seinen künstlichen Versteinerungen und dessen darüber abgefassten Werkes 1726, erwähne ich hier im Vorbeigehen. Mundus vult decipi, ergo decipiatur.

Das hiesige Münzkabinet ist reich an goldenen und silbernen Medaillen. Hier findet man eine vollständige Sammlung der alten römischen Kaiser und ihrer sämmtlichen Familien in Gold. Eine Menge alte scholastische Philosophen und Gelehrte aus dem mittlern Zeitalter: Duns Scotus, Isidorus u. a. m. Die Zeugen der Wahrheit: Wiclef, Joh. Huß und Hieronimus von Prag, alle Reformatoren und Gelehrte der damaligen Zeit der reformirten sowohl als lutherischen Kirche: Einem M. Luther, Zwingli, Melanchthon, Oekolampadius, Heinrich Bullinger ꝛc. sämmtlich in Gold.

Auch der Mineralog und Geolog findet hier fast alle inländischen Gebirgs- und Erdarten, mehrere Marmorarten, Tropfsteine aus den appenzeller Höhlen, gemeine Krystalle und schöne Conchylien.

Wir nahmen von dem gefälligen Herrn Bibliothekar Abschied, und schieden gesättiget und befriediget wieder hinweg.

Dreizehnter Brief.

Inhalt.

Abendgesellschaft in St. Gallen; Verschönerungen der Stadt und ihrer Environs. Aufblühendes Schul= und Erziehungswesen in diesem Kanton; Reflexionen darüber. Schulen im Kanton Appenzell.

St. Gallen im August.

Mein Wunsch war es wohl, gestern Abends den Rückweg in meine Alpen wieder anzutreten, aber ich muste dießmal den Bitten eines guten Freundes hier nachgeben, der als Mitglied mich in eine literarische der Lektüre und Unterhaltung geweihete Gesellschaft einführte, wo ich einige recht vergnügte Abendstunden hinbrachte. Mehrere Herren aus dem geistlichen und weltlichen Stande hatten sich hier bei einer Pfeife Tabak und einem Glase Wein versammelt, um unter politischen und literarischen Gesprächen die lezten Stunden des Tages auf eine angenehme Weise zu vollbringen, und jeder Fremde fin=

det hier alle Abende (von einem Mitgliede eingeführt) bei seinem kurzen oder langen Aufenthalt in St. Gallen, die zwangloseste Unterhaltung und angenehmste Lectüre des Tages. Der französische Moniteur, mehrere literarische und merkantilische Zeitungen, eine Menge der neusten Monatschriften und Tageblätter liegen zur Ansicht da, und werden durch das liberale Betragen der Herren Mitglieder auch einem Reisenden zu lesen gestattet. Selbst eine kleine Sammlung der besten Schriften über die Schweiz in historisch-geographisch-statistischer Hinsicht, und mehrere andere nüzliche Werke der neuern Literatur, die die Gesellschaft angeschafft hat und jährlich vergrössert, bieten die angenehmste Beschäftigung dar. Zwar ist der St. Galler weniger zuvorkommend und zudringlich als der Franzose, der oft sogleich seine Freundschaft anträgt, und uns viele schöne Worte in wenig Augenblikken sagt; auch ist jener etwas zurükhaltend und weniger offenherzig als der Teutsche; aber in seinem Umgang fand ich doch mehr Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, und sobald man ihn näher kennen gelernt, und seiner Freundschaft sich versichert hat, hat man an ihm einen Freund, den man schäzzen und bewundern muß. Zwar war es mir nur wenige Tage vergönnet, in diesen Mauern mich aufhalten zu können, aber ich genoß in einigen schäzbaren Familien, und in der Bekanntschaft würdiger Männer mehr Freundschaft und Liebe, als ich nur erwarten durfte. Weniger einladend hingegen

ist

ist das Aeussere der meisten Wohnungen, die durch die Menge schwarzer Fensterläden, die ihre runden Scheiben beschüzzen, einer ganzen Strasse ein sehr trauriges todtes Ansehen geben. Doch hat sich auch hierinnen, wie es scheinet, der Geschmak sehr merklich gebessert, da nicht nur einzelne Gebäude, sondern oft ganze Strassen, vorzüglich in der Vorstadt nach Roschach zu, sehr modern und Geschmakvoll angelegt worden sind. Auf dieser Seite bemerkte ich auch mit Vergnügen neue Baumanlagen und unter denselben angenehme Spaziergänge, welche die vortheilhafte Veränderung des St. Galler Geschmaks zu sichtbar ins Licht sezzen. Mit einem Worte, wohin mein Blik sich wandte, bemerkte ich neue Palläste, und Verschönerungen in Gärten und auf Strassen, was mich auf den zunehmenden Wachsthum der jährlichen Volksmenge, auf guten Geschmak und wachsame Polizei schliessen ließ. Und ich habe nicht Ursache zu zweifeln, daß, wie man mich versicherte, diese Kantonsstadt ohnstreitig die industriöseste und reichste der Schweiz sey. Deshalb bemühen sich aber auch viele mit den alten Wohnungen zugleich die altväterischen Sitten abzulegen, und es im Luxus jeder andern helvetischen Stadt nach und nach gleich zu thun.

In Rüksicht des Handels ist hier gleichsam der Stappelplaz für die französischen Kaufleute, die fast das ganze Jahr hindurch hier ab= und zureisen, und in Leinewand= Musselin= und Baumwolltüchern ec.

viele Geschäfte machen; daher fast alle Tücher, die man in der alten Landschaft, im Kanton Appenzell A. R., im ganzen Toggenburg verfertiget (ohne was zu Herisau abgesezt wird) hier abgelegt, und verkauft werden.

Der ganze Kanton erfreuet sich einer weisen milden Regierung, die durch ihre zwekmässigen, fürs Wohl jedes Einzelnen sowohl als fürs Ganze, nüzlichen Verordnungen und Rathschläge, wie uns die gegenwärtigen Zeitschriften davon überzeuget haben, selbst die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich gezogen hat, wenn man nur z. B. dasjenige ins Auge fasst, was sie für die Erziehung und Verbesserung der Schulen seit wenigen Jahren gethan hat. Und obschon das Schulwesen im Kanton bis jezt noch auf keiner hohen Stufe steht, so muß man doch die Anstrengung und den Eifer bewundern, womit man dieses angebaute Feld, das jüngst noch als verwilderte Brache da lag, von Jahr zu Jahr zu verbessern und zu veredeln bemüht ist. Ich zolle auch über diesen Gegenstand einem edlen Freunde dieser Stadt, der mir mehrere schäzbare Nachrichten hierüber mittheilte, und die auch ich Ihnen um so zuversichtlicher mittheilen kann, da sie aus dem Munde eines wahrheitliebenden und mit diesem Gegenstande völlig vertrauten Mannes geflossen sind, hiermit nochmals meinen wärmsten Dank ab.

Ein gutes Vorurtheil fürs Ganze gewährt schon dieß, daß, wie man leicht bemerken kann, ein gutes Beispiel für die übrigen Gemeinden aus dem

Haupt=

Hauptorte ausgehet, so wie oft ein einziger Baum edler Art die ganze umliegende Gegend durch seine entfallenen Kerne mit schönem Saamen bevölkert. In der Stadt St. Gallen blühet seit einiger Zeit ein academisches Gymnasium, in welchem jedoch nur diejenigen Jünglinge ihre Studien beenden können, welche sich dem theologischen Fache gewidmet haben. Gemeiniglich besteht die Anzahl der hier Studierenden blos aus Stadtkindern, die dann examinirt und ordinirt werden. Die Professoren geniessen einen fixen Gehalt aus dem Schulfond der Stadt und sind dabei noch als Prediger an den verschiedenen Kirchen in und vor der Stadt angestellt. Nächst jenem befindet sich auch hier in einem ehemaligen Klostergebäude von alten Zeiten her ein Lyceum, das aber noch mancher heilsamen Verbesserung bedarf. Es besteht aus 6 oder 8 Classen, und wird gleichsam als die niedere Stadtschule betrachtet. Die Lehrer, welche daran arbeiten, (sensu ſtrictisſimo: laborant) sind fast alle ordinirte Prediger, und stehen zum öftern den Stadt- und Landpredigern im Amte bei.

Um aber auch den Landschulen aufzuhelfen, war es nöthig, daß durch die Sorgfalt der Regierung ein Erziehungsrath gebildet wurde, der den Zustand der niedern Schulen zu untersuchen und durch zweckmässige Mittel sie zu verbessern bemühet ist. Diese Behörde besteht aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern beider Religionen, die aus allen 8 Bezirken, in die der Kanton St. Gallen eingetheilt ist,

ge-

gewählt sind. Der Prä= und Vicepräsident können nie von gleicher Confession seyn, und wechseln alle Jahre im Präsidio ab. Die Zahl der Mitglieder beläuft sich ohngefähr auf 24, davon die meisten Landprediger sind, die als Schul=Inspectoren so oft als möglich die Schulen ihres Kreises besuchen, und von Zeit zu Zeit von der Lage, dem Zustand, den Bedürfnissen oder Mängeln derselben dem Collegium des Erziehungsrathes, welches sich alle 14 Tage in der Hauptstadt versammelt, Bericht erstatten müssen, wiewohl sie nicht verpflichtet sind den gewöhnlichen Sizzungen beizuwohnen. Jeder Ortspfarrer und zwei Gemeindsvorsteher sind Schulräthe, die für das Wohl ihrer Dorfschule noch insbesondere wachen, und nöthigen Falls ihre Anzeigen dem Schulinspector machen, in dessen Kreise die Schule liegt, und der davon dem Erziehungsrath Bericht erstattet. Auch werden von dieser Behörde alle Schulangelegenheiten besorgt, und die Verordnungen über diesen Gegenstand von ihr ausgefertiget, die die Regierung vorher sanctionirt, und durch den Druck bekannt macht. Bedarf z. E. eine Gemeinde eines Schullehrers, so macht sie durch den Pfarrer die Anzeige bei dem Schul=Inspector ihres Kreises. Dieser berichtet dieß an den Erziehungsrath nach St. Gallen, welcher eine gedrukte Anzeige deshalb ergehen läßt. Die Aspiranten melden sich bei dem Schul=Inspector, werden von ihm und dem Ortspfarrer geprüft, und nachdem er einen umständli-

chen

chen Bericht über das abgelaufene Examen an den Erziehungsrath eingesandt hat, wählt dieser das tauglichste Subject für die Schule heraus.

Das Collegium des Erziehungsraths versammelt sich periodisch alle 14 Tage, und hält alljährlich im Herbst eine General-Versammlung, bei welcher alle Bezirks-Inspectoren gegenwärtig seyn müssen. Diese statten ihre Berichte ab, und lassen die Resultate derselben, so wie auch die bereitliegenden Vorschläge durch Commissionen untersuchen, worauf dann die angemessenen Beschlüsse abgefaßt werden. Zufolge derselben wurden erst kürzlich jedem Schullehrer auf dem Lande 100 Franken oder 25 Stück Laubthaler jährlich als Schullohn zuerkannt, wofür er von Martini bis Ende Aprils fortdauernd Schule halten, und im stillstehenden Halbenjahre alle Woche einmal eine Repetirschule halten muß. Unter dem Entworfenen, das im Laufe dieses (1806) Jahres reifen soll, befindet sich eine auf die bestehenden Gesetze und Beschlüsse gegründete Verordnung für das Schulwesen, nach welcher unter andern an jeder Schule ein nach Pestalozzischen Grundsäzzen gelehrter, und für das Schulfach gebildeter Schullehrer angestellt werden soll. Die schon stationirten werden an einen für diesen Unterricht bestimmten Pfarrer gewiesen, der sie zu ihrem Amt brauchbar und geschickt macht, oder sie müssen wenigstens zu einem andern Schullehrer sich eine Zeitlang begeben, bei dem sie die Methode erlernen

kön-

können. *) Und da bisher die Schulen in den Wohnungen der Schulmeister gehalten wurden, so ist jede Gemeinde aufgefordert worden, ein eigenes Schulhaus oder wenigstens eine aparte Schulstube

*) Der Erziehungsrath dieses Kantons, welcher bisher zur Ausführung nüzlicher Schulpläne so vieles that, dabei in Verbindung der Regierung keine Kosten scheute und wünschte, daß die hiesigen Schullehrer mit der vortrefflichen Pestalozzischen Unterrichts-Methode möchten vertraut gemacht, und daß nach diesen Grundsäzzen die Schüler in den Landschulen gelehrt werden, wurde sehr überrascht, als der Pfarrer St. zu Ertheilung der Kenntniß dieser Methode seine Dienste anbot. Man kannte ihn aus seinem Schriftchen als einen Gegner jenes grossen Mannes, und sezte natürlich Mistrauen in dieses Anerbieten; worauf er aber erwiederte: er habe seine Meinung hierüber geändert, und eine andere Ueberzeugung angenommen. Da er indessen gleichwohl sein Buch gegen Pestalozzi (darüber ich im 3ten Briefe meine Bemerkungen und Ansichten mitgetheilt habe) bis jezt noch nicht zurükgenommen, noch sich öffentlich wieder für ihn erklärt hat, so kommt es mir vor, der Herr Pfarrer St. könne für und wider einen Mann sprechen, wie man es verlangt.
Die Wahrheit dieser Thatsache kann ich verbürgen, da sie mir erst kürzlich von einem dortigen Freund aus sicherer Hand mitgetheilt wurde.
Spätere Anmerk. des Verf.

stube zu besorgen, damit die Kinder von dem Geräusch der Familie nicht gestöret werden.

Zugleich lies der Erziehungsrath, der ungemein eifrig und thätig für das Wohl der Schulen besorgt ist, mehrere Schulbücher, sowohl zur ersten Buchstaben-Kenntniß, als auch zur Leseübung durch den Druck bekannt machen, die freilich den Aeltern nicht aufgezwungen wurden, aber auch so ausgefallen seyn sollen, daß sie noch manches zu wünschen übrig lassen. Was dem Erziehungsrathe aber jezt am meisten Ehre und Dank erwirbt, ist eine reichhaltige Anleitung für die Lehrer an den Primarschulen des Kantons und zur Belehrung für Aeltern. Diese erschien im Druk, und stellt besonders für den Lese- Schreib- u. Rechnungsunterricht das Beste der neueren Methoden in zweckmässiger Verbindung auf und enthält ebenfalls über Schuldisziplin sehr viel Gutes. Für die Buchstabenlehre preist der Verfasser die in Teutschland schon lang bekannte, und wenn ich nicht irre, vom Herrn M. Dolz erfundene Lesemaschine an, und sucht für das Schreiben und Rechnen die Pestalozzische Anschauungslehre zu benuzzen und in Einigem zu vereinfachen. Es ist auch nicht zu zweifeln, daß wenn alle diese guten Winke und Vorschläge weise benuzt und ausgeführt werden, das Schulwesen in diesem Kanton bald einen höhern Schwung bekommen wird. *) So

*) Was Seneca einst Epist. 64. schrieb, das gilt auch noch jezt, von den mancherlei Bemü-

So unverkennbar nun jezt in allen kultivirten Ländern, und also auch in diesem Kanton die Bemühungen für bessere Schulen und Erziehungsanstalten sind; so sehr man heut zu Tage beeifert ist, eine neue bessere Methode einzuführen, und die alte als unbrauchbar und für die jezzigen Zeiten unzweckmässig zu verwerfen, so bemerkt jedoch der aufmerksame Beobachter mit Mißvergnügen, wie dagegen unter den erwachsenen Personen in eben dem Grad die Irreligiosität und Immoralit zunimmt, anstatt daß zu erwarten wäre, daß diese dadurch gestürzt werden sollte. Es ist zwar höchst unbillig, schon izt bei dem bereits heranwachsenden Geschlecht die wohlthätigen Folgen eines bessern Jugendunterrichts zu erwarten, da man natürlich diese nicht eher verlangen kann, als bis die jezzige Jugend einmal herangewachsen seyn wird; indessen bürden doch Manche, die der neuen Schulmethode abhold sind, die Ursachen der abnehmenden Religiosität eben dieser neuen Schuleinrichtung auf, da (wie sie sagen) viele unserer neuen Schulreformatoren zu sichtbar alles Religiöse entfernen, wenigstens nur als Nebensache betrachten,

was

---

hungen im Schul- und Erziehungswesen: „Multum egerunt, qui ante nos fuerunt, sed non peregerunt. ——— Multum adhuc operis restat, multumque restabit: nec ulli nato post mille secula praecludetur occasio, aliquid adhuc adiiciendi.“

was freilich den Landmann gegen solche neue Einrichtungen um so mistrauischer macht, je weniger die Kinder in der Religion geübt, je mehr sie in Schulen davon abgezogen werden. Dieses veranlasst bei manchem frommen Landmanne den ungegründeten Verdacht: man suche die Religion nach und nach aus der Schule zu verbannen. Aber die Folge der Zeit wird es am sichersten entscheiden, ob die neue Lehrmethode uns solche Männer liefern werde, wie aus der alten hervorgegangen sind. Denn es ist am Tage, und geläugnet werden kann es nicht, bei der alten, gründlichen Schulmethode (der ich aber keinesweges hier eine Lobrede halten, oder sie als völlig zwekmässig vertheidigen möchte,) lernten Kinder und junge Leute auf Schulen, und selbst auf Academien mehr, und wurden gründlichere Gelehrte als jezt, da man alles spielend und ganz ohne alle Anstrengung und Mühe erlernen will. Wenigstens beweist es die Erfahrung: daß bei jener etwas altmodischen Schulmethode mehr Männer für das wissenschaftliche Fach und zugleich fromme und religiöse Leute gebildet wurden, als in unsern Tagen, wo sich verlauten lässet, was der grosse Kästner so schön satyrisch sagte: die alten todten Sprachen wären jezt überflüssig, blos für die wichtig, welche als academische Lehrer aufzutretten gedächten, und könnten als eine Plage für junge Leute gar füglich aus Schulen wegbleiben. Was zog nicht einst die Thomasschule zu L., die Landschulen in

M.,

M., G. und Pf. für Männer, die als Menschen und Christen gleich schäzbar und ehrwürdig waren, und von denen ich nur einen Johann Andreas Cramer, einen Tittmann, einen Gellert, Klopstock und Lessing nennen will.

Nachschrift in Gaiß.

Dieser Brief sollte meinem Wunsch gemäs, von St. Gallen aus nach Ludwigsburg gelangen: da aber der Tag meiner Abreise kein Posttag war, so behielt ich ihn zurük, nahm ihn mit auf Gaiß, und sende Ihnen denselben mit einem Zusaz von hier aus, zu.

Auf meiner Rückreise von St. Gallen führte mich der Zufall in eine Appenzeller Dorfschule. Des Weges hieher unkundig, verfehlte ich den rechten Fußpfad und irrte eine Zeitlang umher; da aber, wie ich Ihnen schon gesagt, das ganze Land mit Häusern bedekt, und gleichsam alle 30 bis 40 Schritte eine Wohnung anzutreffen ist, so kann man gar bald aus seinem Irrthum wieder hierausgerissen, und auf die rechte Strasse geführt werden. Doch auch ein Irrthum führt oft auf eine gute Spur, und da ich dadurch eine Appenzeller Dorfschule kennen lernte, so glaubte ich um so weniger diesen Umweg bereuen zu müssen. Schon von Weitem tönte mir ein lautes Gebrumme und Gemurmel entgegen, das ich mir nicht erklären konnte; und als ich näher kam, vernahm ich deutlich ein Geplärr

der

der Lippen, so von Kindern verursachet ward, und wie ein Bienenschwarm klang. Theils um den rechten Weg zu erfragen, theils meine Neugierde zu befriedigen, gieng ich in die Wohnung hinein, und trat in eine Schule. Diese war noch ganz nach altem Schrot und Korn. Christenthum genug, was nicht gutwillig in den Kopf wollte, wurde gleichsam eingetrichtert, oder die Katechismusfragen mit dem Stok hineingebläuet, um solche dem Verstand und Herzen haltbarer und rührender zu machen. Mein Eintritt erregte allgemeine Aufmerksamkeit und Neugierde. Auf Geheiß des Schullehrers nahmen die Kinder die Müzzen ab, mit denen sie sämmtlich bedekt waren, und fassten mich stark ins Auge, woraus ich den billig schloß, die Ankunft eines Fremden in der Schulstube müsse etwas Ungewöhnliches und Seltenes seyn. Ich erlaubte es mir sogleich nach der Ursache des Gesummes zu fragen, welches ich schon von Ferne gehört hatte, und erfuhr, daß die Kinder so eben beschäftiget wären, ihre Lection auswendig zu lernen, während als andere schrieben, und Andere unter der Aufsicht des Schulmeisters buchstabierten. Da er sah, daß ich meine Verwunderung über diese sonderbare Sitte des Auswendiglernens, wodurch ein so allgemeiner Lärm in der Stube entstand, daß man kaum sein eigenes Wort vernahm, nicht verbergen konnte, so sagte er: „daß „diese Gewohnheit nicht blos im Appenzeller Lande, „sondern auch in den Schulen anderer Kantone herr-

„sche; doch habe man seit einigen Jahren angefan„gen, diese alte Sitte, die unsre Schulen den „Judenschulen ähnlich machen, abzuschaffen und „dafür das Still- und Leiselernen einzuführen. Er „habe zwar schon längst gewünscht sie nach und nach „abzustellen, aber da diese Sitte den Hausvätern „sehr theuer und werth sey, so habe er seinen Zweck „nicht erreichen können. Denn — sezte er hinzu — „wenn ein Vater, dessen Kind die Schule besucht, „vor dem Schulhause vorbeigehet, und nicht schon „von Weitem der Lärm und das Geplapper der Kin„der ihm in die Ohren dringe, so gebe er der gan„zen Schule und der herrschenden Methode keinen „Beifall, sondern spreche: in der Schule lernen „die Kinder nichts; denn man hört ja nichts, wenn „man vorüber gehet?“ Sobald aber von Seiten eines Erziehungsrathes an der Abstellung dieser und ähnlicher Mißbräuche gearbeitet wird, so nimmt die Sache gewiß bald eine andre Wendung, wenn auch der Landmann nicht mit solchen Veränderungen zufrieden seyn sollte.

Mit Verwunderung bemerkte ich in den Händen der Kinder Zeitungsblätter, Fragmente aus alten Kalendern, Bücher ohne Anfang und Ende, den reformirten Züricher Katechismus, und eine Menge alter Bücher, die sich eher zu Fidibus, als zu Schulbüchern geeignet hätten. Ich trat näher und sah ein kleines Mädchen von 5 bis 6 Jahren eifrig beschäftiget seine Fragen auswendig zu lernen. Bei

näherer Erkundigung fand ich, daß es eine der ersten Fragen aus den Fragstüklein des kleinen Katechismus war, welche ohngefähr also hies: Was ist dein einziger und höchster Trost im Leben und im Tod? Antw. Das ewige Leben. — Wie höchst sonderbar, wie auffallend ist es nicht, den Verstand der Kinder mit Gegenständen anzufüllen, wofür sie jezt noch ganz und gar keinen Sinn haben, und wovon sie sich gar keine Vorstellung machen können. Denn mag sich wohl bei einer solchen Frage ein Kind von sechs Jahren etwas religiöses denken? Wohl keinesweges sezt es schon jezt seinen besten Trost auf ein besseres Leben! Und wenn es nach seinen Empfindungen reden, und frei und offenherzig seine Meinung äussern dürfte, ich glaube es würde vielmehr auf die gegebene Frage: was ist dein einziger und bester Trost rc.? wohl eine andere Antwort ertheilen, nämlich: — immer etwas Gutes essen und trinken, und sich brav lustig machen.

Dieß Wenige, gel. Aelt., was ich in dieser Schule sah und hörte, mag hinreichend seyn, Ihnen den Geist der in den hiesigen Schulen herrscht, zu charakterisiren. Ich hielt mich daselbst nicht zu lange auf, sondern begab mich, nachdem der gefällige Schulmeister mir den Weg bezeichnet hatte, wieder hinweg.

Vierzehnter Brief.

Inhalt.

Productenhandel im Kanton Appenzell mit Waaren, welche Zweige der Viehzucht sind. Honig; Bienenliebhaberei. Einfuhr von allerlei Kunst= und Naturproducten. Fast alle Handwerker sind Ausländer. Ungeschiklichkeit der hiesigen Hausfrauen in weiblichen Geschäften.

Gaiß im August.

Da der ganze Kanton Appenzell und seine Gebirgsketten gleichsam nur eine grasreiche Alpe bilden, so fällt es auch leicht ins Auge, daß die hiesigen Naturproducte von grosser Bedeutung seyn müssen. Denn Inner=Roden ernährt im Sommer gegen 15000 Stükke Vieh aller Art auf seinen Fluren, davon ohngefähr 5 — 6000 Kühe in den hohen Alpen weiden. Ausser=Roden hingegen, das theils weniger mit Sennwirthschaft sich abgiebt, theils weniger Alpenweide als J. R. besizt, kann während des Sommers nur ohngefähr 8 — 9000 Kühe überhaupt,

und

und davon nur 3000 Stükke auf dem Rükken seiner Alpen ernähren. Daher unterhält dieß Land einen einträglichen Productenhandel mit solchen Waaren, welche Zweige der Viehzucht sind, und um diesen zu betreiben, befinden sich im Lande mehrere Krämer, die mit diesen Alpenproducten handeln, sie in den hohen Alpen und in den Dörfern aufkaufen und auf Saumrossen ins Ausland führen, oder auf den Märkten zu Roschach, Lichtensteig, St. Gallen, Altstädten oder Appenzell absezzen. Sie heissen Molkengrämpler, sind mehrentheils von Ausserroden, treffen gemeiniglich mit den Sennen einen jährlichen Accord, holen den sämmtlichen Vorrath in den Alpen, die gleichsam als die eigentlichen Butter- und Käsewerkstätten zu betrachten sind, von Zeit zu Zeit ab, und stehen sich bei diesem immer gangbaren Handel sehr gut. Der Appenzeller in J. R. hat aber damit wenig zu schaffen, obgleich der beträchtlichste Theil dieser Producte in seinen Alpen verfertiget wird; er überlässt lieber den Gewinn dem seinen Vortheil besser verstehenden Ausserrödner, und bleibt bei seinem alten Schlendrian. Nur mit Mastvieh und Nuzkühen treibt er nach Italien einen sehr beträchtlichen Handel, welcher mehrere reiche Landleute beschäftiget, indem ganze Heerden in jene Gegenden getrieben, und mit grossem Gewinn daselbst abgesezt werden.

Ein weniger beträchtliches, in den hiesigen umliegenden Gegenden aber sehr geschäztes Naturpro-

duct ist der Honig, welchen die hiesigen Bienen aus den aromatischen Alp= und Wiesenblumen ziehen, und in ihren Wohnungen mit vieler Kunst bereiten. Ja die Bienenzucht ist eine vorzügliche Lieblingsbeschäftigung des hiesigen Landmanns. Er betreibt sie sehr angelegentlich und betrachtet die Immen (Bienen) gleichsam als heilige Hausthiere, die auch schon in den ältesten Zeiten hier zu Lande so sehr geschäzt wurden, daß ein Bienendieb fast mit dem Leben bestraft wurde; und noch jezt sagt ein Artikel des erneuerten Appenzeller Landmandats, daß bei zu erwartender Strafe und Busse Niemand einen leeren Gewerb= oder Waabenbecher (einen von Stroh geflochtenen Bienenkorb) auf einem Immengestell stehen lassen solle.

Mancher Landmann besizt mehrere hundert Bienenkörbe, die er aber nicht alle an seinem Hause, sondern bei andern Bauern in und ausser dem Kanton, wo die Lage und Gegend ihm passend zu seyn scheinet, aufgestellt hat. Jeder unter einer fremden Wohnung aufgestellte Korb gehört ihm so lange allein eigen, als er noch nicht geschwärmet hat, alsdann aber tritt der Besizzer des Hauses in die halben Rechte, und der junge Stock ist sein halbes Eigenthum, so wie auch jeder folgende Schwärmer ihm zur Hälfte eigen gehört: doch hat er an dem Mutterstock keine Ansprüche. In dieser Rüksicht sagt man hier zu Lande: Dieser und jener haben die Immen mit einander gemein. Der Appenzeller scheuet

keine Mühe in diesem Lieblingsgeschäft, sondern sobald mit der ersten Frühlingssonne, oft schon im angehenden Märzmonat, der Schnee die Fluren verlässt, trägt er seine Stökke in benachbarte wärmere Gegenden, auch wohl in den Kanton Thurgäu, wo die Bienen so lange den Genuß des ersten Blumensafts geniessen, bis auch späterhin in dem weit kältern Appenzeller Klima der Bergschnee schmilzt, und Blumen und Gräser die Wiesen neu bekleiden, worauf er sie dann in seine Heimath wieder zurükbringt.

Doch scheint mir seine Liebhaberei in dieser angenehmen Beschäftigung grösser als der Umfang seiner Kenntnisse und Einsichten in der Behandlungsart dieser lieben Thierchen zu seyn. Man übt nämlich hier noch fast allgemein, so weit ich gekommen bin, und darüber Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte, die barbarische und undankbare Gewohnheit aus, einen Bienenstock wenn er nicht die Schwere von 10 Pfund (zu 40 Loth) übersteigt, zu Ende des Herbstes mit Schwefeldampf zu tödten, da man die Futterkosten der Ueberwinterung scheut oder zu ungeschikt ist, zween leichte mit einander zu verbinden. Diese Verfahrungsweise findet man auch bisweilen am Ende eines guten Frühlings. Wenn nämlich der Besizzer bei der Untersuchung gefunden hat, daß sein Bienenstock 40 — 50 Pfund schwer und kein günstiger Nachsommer zu erwarten ist, so tödet er, aus Furcht er möchte sich verschlimmern, lieber den ganzen republikanischen Immenstaat, um Honig und Wachs zu benuzzen.

Man schäzt den Appenzellerhonig ganz besonders und macht zwischen dem Thurgäuer, Toggenburger und Schwabenhonig einen grossen Unterschied, da wohl in der ganzen Schweiz keiner an Kraft und Stärke dem hiesigen gleich kommt. Man versendet ihn daher häufig in die entfernten Kantone, wo die Maas zu 4 und mehrern Gulden verkauft wird, und weil dann mehrere Landleute blos und allein von diesem Honig=handel leben, und den Honig fässerweis versenden, so lässt sich vermuthen, daß dieser Handelszweig nicht ganz unbeträchtlich seyn könne.

Wenn man einen kleinen Ueberblick auf den Verkehr wirft, den Appenzell mit seinen Kunst= und Naturproducten unterhält, wenn man bedenkt, daß die Bewohner dieses Kantons diejenigen ihrer Lebens=bedürfnisse, welche nicht Zweige ihrer Alpen= und Sennwirthschaft und ihres Musselin= und Baum=wollhandels sind, ausserhalb ihrer Gränzen kaufen müssen, so muß man sich verwundern, wenn man am Ende findet, daß die beträchtliche Ausfuhr be=sonders dann, wenn die Handlung blühet, vor der Einfuhr fremder Kunst= und Naturproducte, noch das Uebergewicht behält. Alles was der Landmann zum täglichen Leben bedarf, jeden Bissen Brod, je=den Trunk Wein oder Most, muß er erst auswärts kaufen, der aussereuropäischen Gewürz=Spezerei= und seit einiger Zeit der Mode= und Luxuswaaren gar nicht zu gedenken. Welche ansehnliche Summen werden nicht für wollene Tücher ins Ausland ge=

schikt,

schikt, und für lederne Beinkleider ausgegeben? Denn da alle junge Bursche weisse und grüne wollene Tuchjakken, rothe Westen und lange gelblederne Beinkleider tragen, da man die Schafwolle wohlfeil ins Ausland verkauft, und das Tuch wieder theuer einkauft, so giebt schon dieß einen deutlichen Beweis, daß viel Geld für diese beiden Artikel ausser Landes geschickt werde.

Bekanntlich wächst im Lande nur sehr wenig Korn und Haber, und doch besteht die tägliche Kost des hiesigen Landmanns aus Habergrüzze *) die er des Tags mehrmals geniesst, und aus dem schönsten weissesten Weizenbrode, so ich je bei vornehmen Mahlzeiten gesehen habe. Ich stand in der Meinung, daß in einem Lande, wo der Landmann alle Nahrungsmittel zu kaufen gezwungen ist, auch der Genuß des schwärzesten Rokkenbrodes allgemein seyn würde; aber ich erstaunte gar sehr, in der Hütte des armen Webermeisters sowohl als in dem Pallaste des reichen Kaufmanns ein schneeweisses Brod zu finden, das man an fürstlichen Tafeln wohl oft vergeblich sucht. Alles Korn wird aus dem schwäbischen Kreise auf der Axe ins Land eingeführt, und deshalb ein star-

*) Schon Tacitus erwähnt bei den alten Teutschen den Genuß der Habergrüzze, indem er in Hist. Germ. L. XVIII. 17 sagt: quippe cum Germaniae populi serant avenam, neque alia pulte vivant.

starker Getreidehandel von den hiesigen Müllern getrieben, welche entweder selbst sich über den Bodensee begeben, und beträchtliche Vorräthe in Schwaben einkaufen, oder auf den Kornmärkten zu Rosch-ach wöchentlich ihre Bestellungen machen. Sie versorgen nicht blos ihren Kanton mit Brod, sondern treiben auch, da die Appenzeller Müller die Kunst, ganz vorzüglich weisses Mehl zu bereiten, in der Schweiz fast ausschliessend verstehen, einen beträchtlichen und ausgebreiteten Handel mit Mehl, Habergrüzze, Schwabenerbsen, Grüzze ꝛc. in die kleinen Kantone, und weiter in die innere Schweiz hinein, daher sie sich beinah sämmtlich in dem blühendesten Wohlstand befinden.

Es ist überhaupt Schade, daß der hiesige Landmann in der thörichten Einbildung steht, als wenn das Appenzeller Land zum Akkerbau gar nicht geschikt und bequem genug sey, da doch einige Versuche zeither immer das Gegentheil gelehrt haben. Aber eben dadurch entzieht er sich einen Gewinn, der viel grösser ist, als er glauben mag. Viel lieber kauft er die theure Habergrüzze, die grösstentheils von schwäbischen Haber im Ausland bereitet, und von den hiesigen Müllern um einen noch höhern Preis verkauft wird, trägt geduldig die Erdäpfel, die er auf dem Markte zu Herisau nach Viertel oder Pfund einkauft, auf seinem Rükken heim, isset lieber das theuere Brod vom Bäkker, als daß er den vortheilhaften Gedanken fassen sollte, so viel Korn,

Ha-

Haber und Erdäpfel zu bauen, als er für seine Familie das Jahr hindurch nöthig hat. Auch dürfte er nur einige Wiesen eingehen lassen, und etwas Stallvieh weniger halten, so würde er bald, besonders in den Jahren, in welchen schlechter Verdienst und Nahrungsmangel eintritt, den schönsten Vortheil finden. Daher ist aber auch in schmalen verdienstlosen Zeiten das Elend unter der niedern Volksklasse unbeschreiblich groß. Was bleibt Menschen, die in ihrer Jugend weiter nichts gelernt haben, als die Spulrüstung und den Webestuhl, und die oft aus Mangel an Uebung zu aller Feld- und Handarbeit untauglich und ungeschikt sind, für ein Trost übrig, sobald die Weberei stille steht? Doch offenbar kein andrer als der: vor fremden Thüren ihr Brod zu suchen. Und leider benuzzen in guten und schlechten Zeiten eine Menge Familien diese Gelegenheit, da es viel leichter und kurzweiliger ist, sein Brod mit Spazierengehen zu verdienen, als seine Gliedmassen anzustrengen; und ich getraue mir zu behaupten: daß in keinem Kanton der Schweiz mehr Strassenbettler angetroffen werden, als hier und in der Gegend um Einsiedeln.

Nicht nur durch die Einfuhr fremder Natur- und Kunstproducte, sondern auch bei dem Mangel der nöthigsten Handwerksleute im Lande, welche durch Ausländer ersezt werden, gehen von Jahr zu Jahr ebenfalls beträchtliche Summen, besonders in die vorarlbergischen Herrschaften. Alle Zimmerleute, Maurer, und ähnliche Handwerker strömen im Früh-

jahr

jahr haufenweise aus dem Bregenzer Wald, und dem Tyrol in das Appenzeller Land ein, treiben bis in den Spatherbst ihre Profession, und kehren sodann mit ihrem Verdienste wieder heim. Kaum ist der Winter angebrochen, so eilen grosse Gesellschaften junger Mädchen aus dem Montafuner Thal in die Schweiz herüber, ihre Spinnräder auf dem Rükken suchen auch sie ihr Brod in den Spinnstuben der Toggenburger und Thurgäuer, welche bei ihrem Ueberfluß an Hanf und Flachs fremder Hülfe bedürfen, und bei welchen diese Mädchen, die sich noch überdieß durch ihre sonderbare Tracht auszeichnen, und grösstentheils durch ihre Schönheit und äusserliche Bildung sich empfehlen, wegen ihrer Spinnerei sehr beliebt und geschäzt sind. Sie erhalten bei dem Landmann, wo sie sich befinden freie Kost und Wohnung und des Tags für zwei Schneller Garn 2 kr. Lohn. So ziehen sie von Haus zu Haus, worin man ihre Dienste verlangt, spinnen den häuslichen Vorrath auf, und gehen zur Fastnacht gesellschaftlich wieder in ihre Heimath zurück. Auch sie tragen also etwas Geld mit hinweg; da sie aber nicht sowohl im Kanton Appenzell als in den benachbarten Gegenden desselben sich aufhalten, so trift diese Geldausgabe auch weniger den Kanton, aus dem ich Ihnen schreibe, und in welchem der Flachs- und Hanfbau sehr unbeträchtlich ist.

Ehedem kamen auch eine Menge Schneider und Schuhmacher, gröstentheils aus dem Würtembergi-

schen gebürtig, ins Land, um die Geschäfte zu besorgen, die man ihnen in Ermangelung jener inländischen Professionisten übertragen wollte. Jezt aber haben sich die Meisten selbst im Kanton seßhaft gemacht, entweder das Landrecht erkauft, oder als Hintersassen sich hie oder da niedergelassen, und geniessen ihr gutes Auskommen, weil der Appenzeller aus allzugrosser Anhänglichkeit und Vorliebe für seinen Webestuhl nur selten eine andre Profession erlernt, und lieber seine häuslichen Bedürfnisse von Fremden kauft oder verfertigen lässt, als daß er ein Handwerk ergreifen wollte. Der Glaser aus der Italienischen Schweiz gebürtig, trägt die Fensterscheiben auf dem Rükken zu und sucht zerbrochene Scheiben. Der Säkler oder Beutler aus Würtemberg trägt ganze Lasten von Lederhosen mit sich herum, und wer Lust und Belieben hat, tritt heran, und probirt ein Paar an. Ihm folgt der Färber auf dem Fusse nach und fragt, ob Niemand Hosen oder Hüte zu färben habe? Solche und eine Menge anderer Professionisten aus fremden Gegenden reisen durch den Kanton, und bieten von Haus zu Haus ihre Dienste an. Nur der Flekken Herisau macht hierinnen eine rühmliche Ausnahme, da man daselbst eine Menge inländischer Künstler und Handwerker aller Art antrift. Mehrere Professionisten, deren Hülfe der Appenzeller bedarf, beschikt er zu sich ins Haus, giebt ihnen einen gewissen Tagelohn, Kost und Logis, und lässt sich unter seinen Augen

Alles verfertigen, was er nöthig hat. So kommt der Schneider mit der Elle, der Schuhmacher mit dem Kneif, der Tischler mit dem Hobel, und jeder arbeitet aus den vorgelegten Materialien, was man bedarf. Nur solche Handwerksleute, die zur Leibesnahrung und Nothdurft des Menschen zunächst gehören, bestehen, nach der Bemerkung, die ich zu machen Gelegenheit hatte, aus Inländern. Diese Handwerke werden aber auch gemeiniglich von ihnen nur neben der Weberei, (denn dieß ist und bleibt bei Arm und Reich doch allemal Hauptbeschäftigung) betrieben. Dahin gehören die Bäkker, Mezger, Zukkerbäkker und andere. Diese sind in allen Gemeinden oft im Ueberflusse zu finden, da besonders Torten, Pasteten und ähnliche Lekkereien bei dem hiesigen Landmann in solchem Ansehen stehen, daß wohl selten eine Gemeinde gefunden wird, in welcher nicht ein Zukkerbäkker seinen Siz aufgeschlagen hätte. Da das weibliche Geschlecht nur zur grössesten Seltenheit einen Strumpf zu strikken, ein Hemd zu schneiden, ein Loch zuzunähen oder ähnliche Arbeiten zu verrichten im Stande ist, so ist auch diesem Bedürfniß dadurch abgeholfen, daß in jeder Gemeinde es eine oder mehrere Weibspersonen giebt, welche unter den Nahmen als Näherinnen alle weibliche Arbeiten der Art besorgen, von einer Familie zur andern gehen, Hemden und Strümpfe ausbessern, neue verfertigen, und solcher Gestalt ihr gutes Auskommen finden. Denn unter uns gesagt:

die

die Appenzellerinnen scheinen mir keinesweges die geschiktesten Frauenspersonen ihres Geschlechts zu seyn, da sie keine weiblichen Arbeiten weder im Nähen, noch Kochen verrichten, sondern lieber im Keller mit den Mannspersonen an der Weberei einzig und allein Antheil nehmen, Weben, Spulen oder am Tambourin sizzen und alle übrigen Geschäfte des Hauses entweder gar nicht, oder nur obenhin besorgen. Daß aber nicht rühmliche Ausnahmen statt finden sollten, möchte ich keinesweges behaupten, da gewiß zu Herisau, Trogen und in den grossen Kaufmannsfamilien anderer Orte viele den Ruhm der Häuslichkeit und Geschiklichkeit, hoffentlich mit Recht, verdienen. Nächstens hierüber mehr.

Fünf=

Fünfzehnter Brief.

Inhalt.

Gemächliche Lebensart der hiesigen Frauen. Tägliche Lebensordnung in der Familie eines Appenzellers. Das Tabakschnupfen eine üble Lieblingssitte der hiesigen Mädchen. Der Appenzeller politisirt gern, und ist bei Gelegenheit ein Freund von Lekkerbissen. Ihre übrige Lebensart in Speisen und Getränken. Charlatanerie mehrerer hiesigen Aerzte.

Gaiß im August.

In keinem Lande der Welt führen wohl die Frauen ein gemächlicheres und sorgenfreieres Leben, als im Kanton Appenzell. Sie können alle ihre Geschäfte in der Stube oder im Webekeller besorgen, ohne an den beschwerlichen Arbeiten ihrer Männer auf den Wiesen oder im Kühstall nur den geringsten Antheil nehmen zu müssen. Am frühen Morgen geht der wirthschaftliche Hausvater, während als noch seine liebe Ehegattin ein Schläfchen macht, an seine Arbeit,

beit, füttert, melkt die Kühe, besorgt die dabei nöthigen Geschäfte im Stall, und überbringt ihr die Milch in die Küche. Sie darf also blos das nöthige Maas zum Kaffe', oder zu Bereitung der Schotten davon nehmen, ohne daß sie nöthig hat, das Uebrige zu besorgen, da Alles dieß das Geschäft der männlichen Personen des Hauses ist. Die Hausfrau hingegen begiebt sich gemächlich in den Webekeller und hilft mit den erwachsenen Kindern weben, oder spult für dieselben das Garn. Ist der Keller für ihre körperlichen Umstände zu feucht, kann sie das anhaltende Sizzen am Webestuhl nicht vertragen, so arbeitet sie auch wohl an der Maschine (Tambourin), wie ich Ihnen schon im vorigen Briefe gemeldet habe, und bekümmert sich weder um den Viehstall noch um andre Geschäfte des Hauses. Und indeß der Hausvater oft Tagelang mit Mühe und Beschwerlichkeit seine Wiesen mit dem Urin der Kühe dünget, oder andere mühevolle Haus- oder Stallarbeiten besorgt, sizt seine Ehehälfte daheim in Ruhe und Bequemlichkeit, und wird weder von den heissen Stralen der Mittagsonne gestochen, noch von dem Schmuzze der Stallthiere verunreiniget. Selbst die Zubereitung des frugalen Mittagmahles macht ihr wenig Beschwerde, denn auch dieß kocht sie zur Winterszeit im Ofenrohr und bringt dann ihr Habermuß und ihre Erdäpfel zur bestimmten Zeit zum Genusse dar.

Dieß ist ohngefähr der tägliche Geschäftsgang in einer landwirthschaftlichen Familie, wo die Viehwirthschaft mit der Weberei in genauer Verbindung steht. Etwas anderst aber ist die Tagesordnung in dem Hause eines Handelsmannes, oder in einer Familie, wo man das Baumwollgewerbe schon im Grossen treibt, welches hier mit den Ausdrükken bezeichnet wird: dieser oder jener fabrizirt selbst, oder er macht eigene Stukke. Ein solcher Fabrikant hat mit der Viehwirthschaft nichts zu thun, da er blos und allein mit seiner Familie von dem Gewinn der Handlung lebt. Hier nimmt die Hausfrau an allen Geschäften der Musselin- und Baumwollfabrikation Antheil, legt die Stükke um, spult die Werften, vertheilt solche an die Weber, und überlässt ihrem Manne blos den Einkauf und die Siederei des Garnes; und den Verkauf der gewobenen Stükke auf den Märkten zu Herisau und St. Gallen. Uebrigens sind aber auch ihr die übrigen weiblichen Hausgeschäfte, die im Strikken und Nähen bestehen, unbekannt, und die Besorgung der Küche nur Nebensache.

Ich geniesse hier seit einiger Zeit die Bekanntschaft einiger angesehenen Familien, in welchen mehrere gute Freunde und Landsleute von mir logiren und ihre Schotten trinken. Schon öfters hatte ich hier zu bemerken Gelegenheit, daß Aeltern ihre Kinder blos und allein zur Weberei, und zu den dahineinschlagenden Geschäften anhalten, ohne zu bedenken, wie ein Mann bei seiner Kenntniß in der We-

be-

berei, wenn die Handlung und die Musselinfabrikation stokt, (wie dies gar oft der Fall zeither war) oft in die grösseste Verlegenheit versezt wird, und im Gegentheil, wie glüklich und geborgen derjenige sey, der bei dem Wechsel des Glükkes noch andre Mittel und Wege weis, sich vor Mangel und Dürftigkeit zu schüzzen. Schon in der zartesten Kindheit werden die Kleinen an die Spulrüstung gesezt, um sich dadurch zu ihrem künftigen Beruf vorzubereiten. Kaum haben sie das zehnte oder zwölfte Jahr augetreten, so wird ihnen von den Aeltern oder ihren ältern Geschwistern das Weben selbst beigebracht, und haben sie dieß begriffen, so sind sie für ihre ganze Lebenszeit ausgelernt. Kochen, Strikken und Nähen ist der weiblichen Jugend keinesweges das Hauptgeschäfte. Das Erstere erlernt die Tochter in aller Eile erst dann, wenn sie als Braut das älterliche Haus bald verlassen will, weil die Hausmütter dieß Geschäft, auch wenn sie noch so viel junge Töchter im Hause hätten, selbst besorgen, und, wie ich vorhin erwähnte, die hiesige Kochkunst, oder die Bereitung der Schotten, Habergrüzze und Erdäpfel, denn dieß ist tagtäglich ihre gewöhnliche Speise, wenig Zeit, Mühe und Geschiklichkeit erfordert. Was aber das Nähen und Strikken anbetrift, so hält man dieß für eine ganz überflüssige Geschiklichkeit, kauft lieber die Strümpfe auf Märkten, und läßt lieber andre zum weiblichen Anzug nöthige Bedürfnisse von besonders da-

zu bestimmten Personen verrichten, indem man in der Meinung steht, daß durch die Weberei mehr gewonnen, als durch die eigene Besorgung dieser weiblichen Arbeiten erreicht werde. Die Hände eines Appenzeller Mädchens sind daher, weil sie durch keine grobe Arbeit verunreiniget oder verhärtet werden, so zart, weich und niedlich, wie die feinen Hände einer reichen Städterin; nur kontrastiren diese leider! zu sehr mit der unter jenen Mädchen so sehr herrschenden Mode des Tabakschnupfens, daß man bei vielen der schönsten Töchter dieses Landes das Döschen mit wohlriechendem Tabak angefüllt, neben ihrer Arbeit stehen, dabei aber auch ihre schönen niedlichen Näschen gar sehr verunstalten sieht; — eine Mode, die mir eben so auffallend als neu war, und so wenig gefiel, als das Tabakrauchen der Inner-Rödner Weiber, welche Baumwoll spinnen, oder andere Geschäfte verrichten und das krumme Pfeifchen dabei im Munde führen, wie eine beiliegende von einem Freunde mir mitgetheilte Abbildung dieß deutlich zeigt. Noch viel lieber verzeihe ich ihnen den Gebrauch wohlriechender Wasser de Levante, welche hier allgemein unter dem Ausdruk Schlagwasser bekannt sind, und womit sie nicht blos ihren Tabak und ihre Schnupftücher, sondern auch die Kleidungsstükke besprengen, die denn, besonders an Sonn- und Festtagen, einen durchdringenden Geruch um sich her verbreiten, welcher in ihren Augen nicht wenig zu ihrer Empfehlung beiträgt!

Auf einem kleinen Spaziergang, den ich gestern mit meinem Freunde Eduard in die umliegende Gegend von Gaiß machte, traten wir des Abends in ein Wirthshaus, um uns durch ein Glas Wein zu erquikken. Wir fanden gerade die sämmtlichen Vorgesezten der Gemeinde versammelt, die nach einem beendeten Gemeindsgeschäft bei voller Tafel und Bouteille, in einem ernsthaften politischen Gespräche über die gegenwärtige Lage Europas begriffen waren, und das Gleichgewicht aller Monarchien unsers Erdtheils mit einer wichtigen Staatsmiene abwogen. Ich muß bemerken, liebe Aeltern, daß nach der hiesigen Sitte alle Zusammenkünfte der Vorsteher bei Berathschlagung gewisser Gemeindsangelegenheiten gemeiniglich in den Wirthshäusern, so wie die Versammlungen aller einzelnen Gemeindsbürger in der Kirche gehalten werden. Bei solchen Anlässen, die das Wohl der Gemeinde betreffen, wird auch auf Gemeindekosten wakker gegessen und getrunken, und hier haben sie gute Gelegenheit bei vollen Gläsern miteinander zu politisiren, ein Lieblingsgeschäfte, das nirgends mehr als in der Schweiz, und nahmentlich auch in dem Appenzeller Lande getrieben wird. Sogar wenn mich auf Spaziergängen der Zufall zu einem hiesigen Landmann führte, und er vorher seine Neugierde befriediget und erfahren hatte: wer ich sey, war gemeiniglich seine erste Frage: was in den Zeitungen Neues stehe? Was der Baierfürst, (so nennt man den König von Baiern)

der Oestreicher und dieser oder jener mache? Auch dießmal wollten uns diese Herren in ihre Politik vermischen, wir hielten es aber für besser neutral zu bleiben, weil ein Fremder, besonders in Wirths-stuben nicht vorsichtig genug mit seinen Meinungen seyn kann. Wir belustigten uns viel lieber als stumme Zuschauer an ihrer Abendmahlzeit, und fanden bald unsre Vermuthung: daß der Appenzeller, welcher alle Lebensbedürfnisse erst kaufen muß, auch bei Gemeinde-Zusammenkünften ein Muster der Frugalität und Einfachheit seyn werde, widerlegt. Vielmehr fanden wir verschiedene gesottene und gebratene Fleischspeisen, Speck, eine Art Pfannenkuchen, die man in eine von Butter und Honig gekochte Brühe tauchte, hier aufgestellt. Sogar Pasteten fehlten nicht, und auf einem Seitentisch stand allerlei Kuchengebakkenes für den Nachtisch, welches mit einem Kirschen- oder Zwetschgenmuß überstrichen zu seyn schien, und den lüsternen Gaumen schon durch den Anblik reizte. Daß man des Weins dabei nicht wird geschonet haben, werden Sie leicht glauben können.

Nach diesen Bemerkungen, wenn wir nochmals unsern Blik in das häusliche Leben dieser Alpenbewohner werfen, so sehen wir auf der einen Seite die grössete Frugalität und Mässigkeit und auf der andern grossen Aufwand und Ueberfluß. Tritt man in die Hütte eines abgelegenen Thalbewohners, so wird man ihn täglich bei dem Genusse seiner einfa-

chen Kuhschotten, bei einem Bekken kalter Milch, und einer Schüssel dikken Habermuses finden, welches des Morgens und Abends sein täglicher Lebensgenuß ist, und wobei er sich so froh und vergnügt befindet, daß er diese von seinen Vorfahren angeerbte Sitte keinesweges ablegen oder vertauschen möchte. Ja es leben noch hie und da Greise, welche weder Wein noch Kaffe' und nur selten Fleisch geniessen, und in ihrem höchsten Alter dabei gesund und munter sind. Trifft man aber den Appenzeller bei besondern Anlässen, an Hochzeiten, Gemeindegastmählern, oder ähnlichen Gelegenheiten an, so glaubt man durchaus nicht unter einem einfachen Hirtenvolke zu seyn. Die ausgesuchtesten Speisen, die sein Gaumen wenigstens für köstlich und schmackhaft hält, stehen da bereit. Will er einem Freunde eine Ehre erzeigen, so sezt dann die reinlich gekleidete Hausfrau, denn Reinlichkeit und Ordnung ist eine ihrer vorzüglichsten Tugenden, sowohl im Anzug und Mobilien als in Speisen, einen schmakhaften Kaffe' auf, bei welchem Honig und Butter, Kirschenlatwerge, öfters sogar Torten und allerlei Gebakkenes den Kaffe'tisch schmükken, und den Gast zum freundschaftlichen Genuß einladen. Der Absud der arabischen Bohne ist also auch bis in die abgelegenen Thäler dieses Alpenvolkes gedrungen, und nicht wie ich anfänglich glaubte blos in den grossen Handelshäusern von Trogen und Herisau, sondern auch vom Senn auf den hohen Alpen wird dieß Geträn-

tränke als ein Labungsmittel an festlichen Tagen, zur Abwechselung seiner Gaißschotten geliebt, gelobt und genossen. Ja in den meisten Familien hat es schon so weit um sich gegriffen, daß es bald das Habermuß verdrängen wird. Und mancher Arme, dessen Vermögensumstände nicht so beschaffen sind, dieß jezt so theuere Getränke kaufen zu können, bereitet sich aus der Wurzel der Zichorie, der gelben Rübe, und aus einigen Hilsenfrüchten ein schwarzbraunes Getränk, daß zwar an Farbe, aber nicht an Geschmack der arabischen Bohne gleich kommt, und welches er mit einem Zusaz von schwacher abgenommener Milch geniesset, obgleich keine einzige Kaffe'bohne darunter befindlich ist.

Ob es daher Wahrheit oder Irrthum sey, wenn ich glaube, daß das tagtägliche Kaffe'geschlürfer, besonders der ärmern Volksklasse, das anhaltende Sizzen in oft feuchten und ungesunden Kellern die Ursache von einer Menge blasser, matter Gesichter sey, deren mir besonders unter dem weiblichen Geschlechte hier viele vorgekommen sind, will ich nicht entscheiden; auch nicht bestimmen, warum die Doctorstube der Appenzeller Aerzte täglich mit Kranken und Rathsbedürftigen angefüllt ist. In der That, nirgends haben wohl diese Herren mehr Geschäfte und eine blühendere Praxin als hier. Ich will Ihnen nur einige Nachrichten über das hiesige Doctorwesen und die Charlatanerie, welche viele dieser Männer treiben, beifügen, die wenn sie auch nicht

all=

allgemein interessant und wichtig sind, doch den Beweis liefern, wie weit der gemeine Mann hier an Aufklärung noch zurück ist, da er keinem Arzt Glauben beimißt, wenn er nicht ein Wasserprophet ist, und ähnliche Alfanzereien treibt. Nur das Wenige, was mir einige hiesige Kurgäste, die sich seit mehreren Wochen hier zu gleichem Zweck mit mir befinden, und die mit den Sitten und Gebräuchen der Appenzeller genau bekannt sind, mitgetheilt haben, mag hier einen Plaz finden.

Man wird wohl schwerlich in einem so kleinen Lande als gegenwärtiges ist, mehr Aerzte, oder wenigstens solche Personen finden, die sich dafür ausgeben, als hier. Fast in jeder Dorfsgemeinde von Ausser Roden befindet sich ein Arzt und oft mehrere Aerzte, und Herisau, der grösseste und bevölkerteste Flekken des Kantons, zählt deren wenigstens sechs. Mehrere haben zwar in Basel, Strasburg, oder auf andern Academien ihre medizinischen Studien gemacht, oder als Feldscheerer in fremden Kriegsdiensten sich Kenntnisse und Erfahrungen erworben, aber die meisten haben auch weiter gar keine Kenntnisse als eine Ader zu öffnen, eine Laxan zu verschreiben, und über den Urin, den man ihne zur Ansicht bringt, ein elendes Geschwäz zu machen Und so kuriren viele nach einigen Erfahrungen, die sie sich gesammelt, durch Hülfe weniger Universalmedizinen, alle Krankheiten, die ihnen unter die Hände kommen, und benuzzen etwa dabei noch einige

ge alte medizinische Schriften, die ihnen als Rathgeber und Wegweiser bei allen Angelegenheiten dienen sollen. Mehrere von ihnen trieben in ihrer Jugend das Zimmer- Bäkker- oder ein anderes Handwerk, und fanden nach der Zeit sich berufen, der Menschheit als Aerzte zu dienen. Und so führt jeder Pfuscher und Quaksalber den Titel Doctor, ob er oft gleich nicht weis, was dies Wort auf teutsch heist. Die vorige Regierung, die für das allgemeine Wohl besorgt war, sah diesen Mißbrauch der dadurch entstand, ein, und traf die Verfügung, daß alle diejenigen, welche nicht hinlängliche Beweise ihrer medizinischen Studien aufweisen könnten, vor einem Sanitätsrath zu St. Gallen (mit welchem damals Appenzell unter dem Namen Kanton Saentis verbunden war,) sich stellen, und sich einer genauen Prüfung unterwerfen sollten. Vielen wurde dadurch ihre güldene Praxis niedergelegt; weil aber für Manche, nahmentlich für einen weit und breit berühmten und in der Gemeinde Teuffen wohnenden Quasi-Doctor, der in seiner Jugend ein wakkerer Zimmermann und naher Anverwandter des bekannten Baumeisters der ehemaligen Schaffhauser Brükke war, ganze Gemeinden dringende Fürbitten einlegten, so lies man hie und da Gnade für Recht ergehen und behandelte den einen und andern weit glimpflicher, als er es verdient hätte. Mancher ergriff auch in der Folge sein voriges Steckenpferd wieder, und die Regierung sah durch die Finger. Man

muß

muß sich in Wahrheit verwundern, wenn man sieht, wie so viele und leider oft die ungeschikteſten unter ihnen, von frühen Morgen an, bis in die späte Nacht beschäftiget und mit Kranken und Rathsholenden so überhäuft sind, daß sie oft die Menge ihrer Patienten kaum abfertigen können. Wer daran zweifelt, der komme an einem Tage, an welchem der Appenzeller Kalender gute Aderlaß verkündiget, oder auch an einem andern beliebigen Morgen, und sehe!

Sechs=

Sechszehnter Brief.

Inhalt.

Fortsezzung. Eine höchst lächerliche Anecdote von einem hiesigen Arzt. Schuzpokken. Unterricht für Hebammen. Aberglaube und Zeichenbeobachtung der Appenzeller. Eine merkwürdige und rührende Anecdote aus einem andern Kanton.

Gaiß im August.

Die Stadt St. Gallen hat das Glük mehrere berühmte und geschikte Aerzte in allen Theilen der medizinischen Wissenschaften zu besizzen, unter denen ich selbst allhier einen würdigen jungen Mann, Herrn D. Aepli, in eigenen Angelegenheiten um Rath befragt, und einen Mann an ihm gefunden habe, auf den diese Kantonsstadt mit Recht stolz seyn darf. Dem ohnerachtet läuft ein grosser Theil dieser Stadtbewohner lieber zu Afterärzten ins benachbarte Appenzellerland, und besonders tragen unter dem weiblichen Geschlechte eine grosse Menge ihr Wässerchen lieber in die Gemeinde Teuffen, zu dem dasigen Wunderdoctor, als daß sie sich

der

der vernünftigen Kur eines Stadtarztes unterziehen sollten. Es kann nicht fehlen, ein solcher Umstand ziehet mancherlei Verdrüßlichkeiten zwischen beiden Partheien nach sich, oder, wenn ich mich des Ausdruks bedienen darf, er veranlasset einen Handwerksneid, der sich auch besonders in dem gelehrten Fache schon oft gar stark gezeiget hat, wie denn folgende Anecdote, die sich vor mehreren Jahren hier zugetragen hat, und die ich, weil sie mir als ächt mitgetheilt wurde, Ihnen keineswegs vorenthalten kann, deutlich beweiset.

Mehrere Aerzte einer benachbarten Stadt des Kantons Appenzell hatten in öffentlichen Zeitblättern auf alle Weise versucht ihre Stadtbürger von der Marktschreierei eines Appenzeller Arztes abzuhalten, und die Charlatanerie dieses Wasserbeschauers durch eine feine und grobe Satyre lächerlich zu machen gesucht. Aber umsonst; in vielen Stükken helfen bei dem gemeinen Manne keine Vorstellungen, selbst die deutlichsten Ueberzeugungen finden Widerstand; der Appenzeller lachte nur über seine Feinde, und sein Zulauf ward wohl stärker als je. *) Endlich berathschlagte sich eine Gesellschaft diesen Afterarzt auf eine Art so lächerlich zu machen, und vor aller Welt zu beschämen, daß jedermann das Zutrauen zu ihn verlieren, seine Unge-

*) Nitimur in vetitum, semper cupimusque negata.

geschiklichkeit auf eine recht augenscheinliche Weise erwiesen, und an den Tag gelegt würde. Sie füllten ein Uringlas mit Pferdewasser an, und fertigten einen Boten mit dem Auftrag ab: der Doctor möchte die Krankheit eines unpäßlichen Menschen, von welchem das Wasser hier mitfolgte, untersuchen und Bericht erstatten, ob er diesem Patienten zu helfen im Stande sey, oder nicht? Der listige Appenzeller, denn von dieser Seite kommt keiner seiner Nachbarn ihm gleich, erkannte nicht blos sogleich das Wasser, sondern auch die Absicht, die damit verbunden sei und beschloß, den lezten Betrug ärger denn den ersten zu spielen. Jedoch lies er sich gegen dem Boten nichts von seinem Verdachte merken, sondern schikte ihn wieder mit dem Auftrag fort, daß er zwar den Umstand der Krankheit dieses Patienten ergründet habe, auch entschlossen sey ihm zu helfen, unter der Bedingung: daß man ihm 2 Louisd'or voraus bezahle, weil er widrigenfalls mit dieser ekelhaften Krankheit sich keineswegs abzugeben entschlossen sey. Jene Spaßvögel, die schon im Herzen lachten, und den vollkommensten Sieg in Händen zu haben glaubten, frohlokten, und in in der Meinung das Appenzeller Döcterle recht auszulachen, übersandten sie ihm die verlangte Summe, und sahen mit Sehnsucht der Zurükkunft des abgeschikten Boten entgegen. Mit eben so grosser Freude empfieng der Herr Doctor den ihn das Geld vorzählenden Boten, und

machte

machte nunmehr Anstalt die nöthigen Heilmittel zu verschreiben. Zu dem Ende füllete er eine Schachtel mit Haber, und eine dergleichen mit Heu an, und überschikte dem Kranken dieses Specificum, mit der Anweisung: daß der Patient bei dem fleissigen Gebrauch desselben, bald seine verlohrene Munterkeit und Kräfte wieder erlangen, und sich gesund und frisch darauf befinden werde. — Dieß war ein Appenzellerstükchen!

Doch gesetzt auch, diese Anecdote wäre nicht ganz avthentisch, so verbürge ich doch folgendes Rezept, das derselbe Arzt bei der Krankheit eines 22 jährigen ledigen Mädchens, das schon seit vielen Jahren mit krampfhaften Umständen an den Armen behaftet war, ertheilte, und das mir der Vater dieses Mädchens selbst mitgetheilt hat. Es ist folgendes:

Nimm einen rothen jungen Hund, tödte und schinde (auswirken) ihn auf das säuberlichste, koche ihn mit allen Eingeweiden rc. in einem irdenen Hafen, und bestreiche mit der Fleischbrühe den Arm so lange als welche vorhanden ist; dies wird den Erfolg haben, daß der Krampf sich zertheilt, und die Arme gleichwie bei einem gesunden Menschen wieder hergestellt werden. — Dies Mittel blieb aber gänzlich ohne den geringsten Erfolg.

Das Auffallendeste bei der hier üblichen Kurmethode ist doch aber unstreitig dies: daß diese

Her=

Herren Doctores ihr Geld in der Stube verdienen können, ohne ihre Patienten besuchen zu müssen, und nur bei seltenen Fällen sich dahin verfügen, um ein visum repertum einzunehmen, weil man hier zu Lande bei der Krankheit einer Person weiter nichts nöthig hat, als einen mündlichen Bericht über den Krankheitsumstand, den Brunnen (Urin) und eine Hand voll Geld dem Bothen mitzugeben, und an den Arzt abzufertigen, nach welcher Voraussezzung es sich aus der Rükantwort bald zeigen wird, wie es mit dem Kranken stehe. Und so werden hier die meisten Krankheiten blos durch unvollständige mündliche Hin= und Herberichte entweder geheilt oder verschlimmert, und wie viele Menschen werden frühzeitig ein Raub des Todes, blos weil der Arzt keinen deutlichen oder richtigen Bericht über die Krankheit erhielt, und oft die falschen Mittel dagegen verschrieb. Doch gefällt mir die Einrichtung, daß jeder Arzt in der Schweiz seine eigene Hausapotheke führt, und nicht erst genöthiget ist, das Rezept in die Apotheke einer benachbarten Stadt zu senden, wodurch wenigstens der Kranke den Vortheil hat, daß er die erforderlichen Medikamente etwas wohlfeiler erhalten kann.

Wenn ich Ihnen nun hier einerseits mehrere Notizen mitgetheilt habe, die zwar nicht das vortheilhafteste Licht auf die hiesigen Herren Doctoren warfen, so darf ich auf der andern Seite eben so wenig verschweigen, daß es gleichwohl unter diesem

Stande Männer giebt, die die rühmlichsten Ausnahmen machen. Sowohl in einigen Gemeinden von Inner- als Ausser-Roden befinden sich äusserst achtungswürdige, geschikteste und selbst im Auslande berühmte Aerzte, edle Söhne Aesculaps. So z. B. lernte ich hier zu Gaiß einen Herisauer Arzt, Herrn D. Oberteuffer, kennen, der eben so einsichtsvoll und mit den neuesten medizinischen Schriften vertraut, als jovialisch im gesellschaftlichen Umgang ist, und mit den vorhin genannten hiesigen Pfuschern durchaus nicht in eine Parallele gesezt werden darf, und der als ausübender Arzt, besonders aber auch als Geburtshelfer die unumstößlichsten Dokumente seiner Geschiklichkeit an den Tag gelegt hat. Und so soll es auch in dem katholischen Flekken Appenzell in J. R. mehrere recht geschikte und brave Männer geben. Ein anderer junger Arzt zu Teufen führte mit dem glüklichsten Erfolge die Schuzpokken ein, und überzeugte durch die Güte seiner Materie den gemeinen Landmann von der Vortrefflichkeit dieser Jennerschen Entdekkung, so daß dieselben auch in der Folge fast in allen Gemeinden Eingang gefunden haben.

Als kürzlich die hiesige für das Wohl des Ganzen und jedes Einzelnen besorgte Landesregierung von A. R. den Beschluß ertheilte, daß jede reformirte Gemeinde eine weibliche Person, die zu Erlernung der Entbindungskunst Lust und Geschiklichkeit bezeigte, auswählen könnte, so fanden sich sogleich

die meisten Gemeinden bereit diesen wohlthätigen Wink zu befolgen, und auf Gemeindskosten jenen wichtigen Unterricht ertheilen zu lassen, so daß man im Stande war 23 Personen, unter denen sich auch eine Inner-Rödnerin befand, dem Unterricht zweier geschikter Aerzte des Kantons anzuvertrauen, die auch denselben zur Zufriedenheit der hohen Landesregierung beendigten.

Nun noch einige Beweise vom Hange zu Aberglauben und Zeichenbeobachtung, wovon ich mich hier öfters überzeugt habe, aus denen Sie aber sehen werden: c'est tout comme chez nous. Bei Besorgung der Wiesen und wenigen Feldgeschäfte, auch bei häuslichen Handthierungen ist der Kalender die Richtschnur, die dem Appenzeller bei allen Angelegenheiten an die Hand giebt: was zu thun oder zu unterlassen sey. Sind die Zeichen günstig und seinen Wünschen angemessen, so führet er sein Vorhaben aus, auch wenn die Witterung noch so ungünstig und andere Umstände entgegen wären. Mißräth ihm der Kalender ein Unternehmen, so mag auch die Witterung noch so günstig, und andre Umstände passend und erwünscht seyn, — er bleibt daheim und unterlässt sein Vorhaben. Verspürt er in seinem Körper eine kleine Unpäßlichkeit, die er sich nicht sogleich erklären kann, so ist gemeiniglich eine Aderlaß sein erstes Hülfsmittel, ohne zu fragen: ob es in diesem Falle nüzlich und seiner Gesundheit zuträglich sei, oder nicht. Und da er gemeiniglich seinen

nen Körper daran gewöhnt hat, mehrmals das Jahr Ader zu lassen, so sucht er im Kalender den schiklichen Tag hervor, ohne seine körperlichen Umstände dabei zu konsultiren, und erwartet von einer solchen Lässe (wie er es nennt) alle möglichen Vortheile. Solche Tage aber, an denen er eine Geblütsveränderung vorgenommen, sind ihm Tage der Zerstreuung und des Müssiggangs, an welchen er ein grösseres Recht zu haben glaubt, sich des Weins zu bedienen, mit bessern Speisen sich zu erquikken, spazieren zu gehen, und drei bis 4 Tage lang müssig einher zu wandeln. Andere, die des guten Verdienstes halben mit der Zeit geizen, wählen die hohen Feste, um an ihnen ihr Geblüt zu verändern, so daß mancher Arzt an solchen Tagen, wegen der grossen Menge der Aderlässer kaum die Kirche und das heil. Nachtmahl zu besuchen im Stande ist, wie mir ein hiesiger Arzt für gewiß erzählet hat; und weil dieß denn ein so guter Verdienst für solche Herren ist, so wird auch keiner viel fragen: ob es auch den Gesundheitsumständen des Aderlässers angemessen sey, oder nicht? Noch viel weniger wird er einen oder den andern an einem Sonn- oder Festtage abweisen, denn dieß wäre ja ganz wider ihren Vortheil!

Man muß aber der hiesigen Landesregierung und mehreren würdigen Predigern dieses Kantons das löbliche Zeugniß geben, daß sie viele Mühe anwenden, diese und ähnliche Vorurtheile nach und

nach auszurotten, obgleich in dem katholischen Theile des Landes ihre Bemühungen bisher noch wenig haben fruchten wollen, welches uns um so weniger wundern darf, da bekanntlich die dasigen Herren Kapuziner keinesweges Freunde von Bildung und Aufklärung sind. Aber, sagte mir ein würdiger reformirter Geistlicher, den ich kennen zu lernen das Vergnügen hatte, unsre vernünftigen Gründe, weisen Vorschläge, gütiges Zureden, Hinweisung auf gute Beispiele, die wir auf Kanzeln und anderwärts im Umgang ertheilen, finden gewöhnlich den Eingang bei unsern Zuhörern nicht, den sie finden sollten, weil grösstentheils der Landmann dieselben nicht überdenkt, und dadurch also nicht zu der Entschliessung gebracht wird, das Verkehrte seiner Handlungen einzusehen und zu verbessern; Und weil er nur das von Jugendauf thut, was seine Sinne ihm angeben, oder was Aeltern und Vorältern auch so gethan und unternommen haben, die sich bei ihrer Mode eben so gesund und wohl befanden, so fällt es ihm nicht ein, der vernünftigen Vorstellung eines Andern Gehör zu geben, sondern er lächelt, als über eine Sache, die er besser als Andre verstehe, — und so bleibt es immer beim Alten. Eben dieß gilt auch in Absicht auf kirchliche= Schul= politische und andere nöthige Verbesserungen. Es wird hier nicht eher anders, als bis eine weise Obrigkeit ins Mittel tritt, und durch ein: sic volo sic iubeo sich ins Mittel schlägt. Denn wenn der Landmann diesen

wohl=

wohlthätigen Zwang nicht im Hintergrunde siehet, so fruchten alle Belehrungen und Beispiele am Ende nur wenig bei ihm, und seine Einwendungen gegen das ihm ungewöhnliche Gute, wozu man ihn anleiten will, nehmen kein Ende.

Nachschrift.

Ein glaubwürdiger Mann aus Aarau, welcher vor einigen Tagen hier ankam, um die hiesigen Schotten zu trinken, erzählte folgende Begebenheit, die sich daselbst ereignet hatte, und die ich Ihnen, liebe Aelt., noch in meinem Briefe mittheilen zu müssen glaube. In dieser genannten Stadt, dem Hauptort des Kantons Argäu, herrscht die alte Sitte, die noch jezt beobachtet wird, daß ledige Personen weiblichen Geschlechts, die durch grosse Vergehungen des Todes schuldig erkannt worden, Verzeihung und Freiheit erhalten, wenn in der Stunde ihres Todes an der öffentlichen Richtstädte sich jemand vorfindet, der eine solche Weibsperson zur Ehe begehrt, und durch priesterliche Einsegnung zu Ehren ziehen will. — Ein junges Mädchen zu Aarau, welches eine geraume Zeitlang einen verbotenen Umgang mit einem jungen Menschen daselbst gepflogen hatte, fand sich von ihm schwanger, und nachdem sie ihrem Geliebten, der als Schreiber irgendwo angestellt war, diese Anzeige mit Betrübnis gemacht hatte, versprach er sie zu ehelichen, und

stillte dadurch einigermassen ihren Kummer. Bald darauf wurde er aber unsichtbar, ohne seiner Geliebten auch nur ein Wort von seiner Entfernung eröffnet zu haben. Sobald sie diese Nachricht erfuhr, gerieth das verlassene und entehrte Mädchen hierüber fast in Verzweiflung. Was sollte sie nun anfangen, sie, die das Pfand der Liebe unter ihrem Herzen trug? Ihm nacheilen und den Untreuen an seine Pflichten erinnern, sein Vaterherz beschwören, und zu erweichen suchen, und dann durch die Hand des Predigers sich verbinden lassen, dieß waren die Gedanken, die sie beschäftigten und ihr Gemüth bestürmten. Gedacht, gethan! Sie eilt ins Freie, sucht ihn da, wo sie ihn am sichersten zu finden glaubt, unruhevoll, verstört eilt sie bald hie bald da hin, aber ach! nirgends will sich ihr eine Spur eröffnen, und alle Nachfragen nach dem Treulosen sind vergebens. Betrübt und zerschlagen an Seele und Leib begiebt sie sich wieder an ihren Wohnort, unentschlossen, was sie — nun trostlos und verlassen — in ihrer Schande anfangen soll, denn schon wurden die Spuren ihres verbotenen Umganges an ihrem Körper sehr sichtbar. Sie bekennt ihre That, äussert aber auch zugleich öffentlich und unverholen, daß sie die Frucht ihres Leibes umbringen werde, wenn der Schändliche, der Untreue nicht erscheinen, und sie zu Ehren führen würde. Aber der Bösewicht kehrt nicht zurück, und Niemand will von ihm etwas wissen. Die Stunde ihrer Entbindung, der bange Au-

genblik steht vor der Thüre, und ein gesundes schönes Knäblein windet sich von ihrem Herzen, das sie, ach in der Angst und Verzweiflung, ohne zu überlegen, was sie thut, — erwürget. Bald darauf wird der Obrigkeit die Anzeige von diesem Kindermorde gemacht, die Mörderin gefänglich eingezogen, und nach gethanenem Geständniß verurtheilt, durch Scharfrichters Hände öffentlich mit ihrem Leben für diese böse That zu büssen. Standhaft geht sie der Todesstunde entgegen, und unterwirft sich gelassen der gerechten und wohlverdienten Strafe. Sie die vorher durch gute Aufführung und freundliches Betragen die Zuneigung aller derer sich erworben hatte, die sie kannten, fand auch jezt noch im dunkeln Kerker allgemeines Mitleid und eine menschenfreundliche Theilnahme. Der Augenblik der schwarzen Todesstunde rükt heran, unter Begleitung einer grossen Volksmenge, welche dieses Mädchen in der schönsten Blüte ihres jungfräulichen Lebens zur Richtstätte führen sah, langt sie auf dem Schaffot an, wo sie den verdienten Lohn ihrer bösen Handlung empfangen soll. Drei Jünglinge nacheinander treten hervor, die ihr das Leben zu retten, und durch die ehelichen Bande sie zu Ehren zu ziehen wünschen; aber sie verschmähet die Hand, die sich ihr zur Rettung darbietet. Nein! sagte sie, nur dem gehört meine Hand und mein Herz, der mich entehret und verlassen hat, und lieber will ich unter den Händen des Scharfrichters mein kummer-

vol-

volles Leben enden, als meine Hand einem andern geben. Lasset mich sterben! — Verdient nicht diese rührende Geschichte, die sich in dem verflossenen Jahre zugetragen hat, aufgezeichnet, und öffentlich mitgetheilt zu werden? Leben Sie wohl.

Siebenzehnter Brief.

Inhalt.

Rükblick in die alte Geschichte dieses Bergvolks; sie schmachten unter der Leibeigenschaft der Edelleute; kommen unter das Joch der Aebte von St. Gallen; befreien sich davon; erste glükliche Schlacht der Appenzeller gegen den Abt; sie zerstören die Burgschlösser; sind ein Schrekken der ganzen umliegenden Gegend; der Abt flieht aus St. Gallen. Rudolph von Werdenberg.

Gaiß im August.

Da seit einigen Tagen eine unfreundliche, regnerische Witterung an der Tagesordnung ist, die die Freuden des geselligen Lebens in der freien Natur nicht wenig unterbricht, so beschäftiget mich gegenwärtig die angenehme Lectüre der alten Landesgeschichte des merkwürdigen und einst kriegerischen Appenzeller Volkes; Und indem ich mir schmeichle, daß auch Sie vielleicht das Eine und Andere daraus unterhaltend und angenehm finden werden, so theile

ich Ihnen aus der interessantesten Periode dieses Volkes einen kleinen Auszug, den ich aus Chroniken und alten Geschichtsbüchern dieses Landes geschöpft, und noch in keinem bekannten Werke gefunden habe, in gedrängter Kürze mit.

Dieses Gebirgsvolk schmachtete in den ältesten Zeiten unter der drükkenden Sclaverei despotischer Grafen und Edelleute, die eine unbarmherzige Leibeigenschaft unter ihnen einführten, dies arme Hirtenvolk mit unerträglichen Lasten beschwerten, zu den schändlichsten Diensten nach Willkühr misbrauchten, und zwangen, und deshalb Zwingherren genannt wurden. Sie wohnten in festen Bergschlössern oder Zwinghäusern, die sie unfern den Landstrassen auf hohen Bergen oder andern sichern Orten anlegten, und übten gegen Einheimische und Fremde, besonders gegen vorbeireisende Kaufleute und Fuhrleute die grössesten Ungerechtigkeiten und Räubereien aus. Das Schlimmste dabei war, daß die Landleute von Appenzell ihnen diese Raubnester selbst aufbauen und sich dadurch die Ketten zu ihrer Knechtschaft schmieden, oder gewärtig seyn mußten, in die engste Gefangenschaft im Weigerungsfall zu gerathen, und ihrer ganzen Haabe verlustig zu werden. Diese saubern Edelleute, die nichts weniger als edel dachten und handelten, misbrauchten die Weiber und Mädchen des Landes zur Befriedigung ihrer schändlichen Wollüste, sandten ihre Diebesknechte in die gedrükten Hütten der Landleute, forderten solche

Schlacht=

Schlachtopfer mit Gewalt, wenn sie mit List oder freundlichen Worten und Versprechungen ihren Zweck nicht erreichen konnten, und übten nicht selten sogar das jus primae noctis aus. Wie manche edle Jungfrau, die sorgenlos ihres Weges dahin wandelte, wurde plözlch von den Helfershelfern solcher wollüstigen Edelleute aufgefangen, in ein solches Raubnest geschleppt, ihrer Unschuld beraubt und davon gejagt. Mancher Vater beweinte lange eine geliebte Tochter, deren unerwartetes Verschwinden er sich nicht enträthseln konnte, und die ihre lezten Seufzer nach Rache vergeblich gen Himmel schikte, indeß ein gottloser Bösewicht ihr nicht blos Ehre und Unschuld raubte, sondern nach Befriedigung seiner thierischen Lüste, sie in ein unterirdisches Loch warf, wo kein menschliches Ohr die bange Klage nach Hülfe und Rettung vernahm. Dergleichen Zwingschlösser fanden sich bei dem Flekken Appenzell: Schönenbühl und Schwendi, und bei Herisau, der Rosenberg und die Rosenburg, deren Ruinen man noch heut zu Tage als traurige Ueberbleibsel der Vorwelt von Weitem siehet, und wovon ich in meinem siebenten Briefe Ihnen eine nähere Anzeige gemacht und eine dreifache Mordthat mitgetheilt habe, die sich auf einem derselben zugetragen hat.

Unter diesem Druk lebten die Appenzeller mehrere Jahrhunderte lang. Da aber jene Edelleute ihre Güter und Besizzungen an das Kloster von St. Gallen theils verkauften, theils sonst vergabten, so

ge=

geriethen sie unter dem Namen als Berg= und Gotteshausleute unter die geistliche Zuchtruthe der Aebte von St. Gallen, welche eben so streng und unbarmherzig diese Landleute drükten, ungebührliche Steuern, Zinse und Gefälle forderten, und durch ihre Obervoigte, die sie in ihrer Abwesenheit in das Appenzellerland sezten, die grössesten Bedrükkungen sich erlaubten. Um die Grundveste ihrer Gewalt, nämlich die Liebe und Zuneigung ihrer Unterthanen zu erhalten, gaben sich die Aebte keine Mühe, darum war auch das Loos dieser armen Gotteshausleute unter dieser Regierung noch eben so traurig als vorher. So legte z. B. der Obervoigt im Schloß Schwendi auf Milch, Käse, Zieger und Butter ganz ungewöhnlich hohe Zölle, richtete zu jedermanns Nachricht eine Zolltafel auf, kraft welcher alle Sennen, die aus den J. R. Alpen einen der genannten Artikel heraustrugen, denselben verzollen musten. Man sagt Noth lehrt beten; aber sie lehrt auch erfinderisch werden. Einst gieng ein Senn mit einem Gefäß (Tase) Milch vor der Zolltafel vorüber, und hatte gar nicht Lust diese Ungebühr abzutragen, sondern sann auf folgende List, wodurch er die grossen Hunde von sich abzuhalten und auf eine gute Manier sich aus der Verlegenheit zu helfen gedachte. Er nahm eine Kazze in seine Tasche, lies dieselbe laufen, da er die Hunde auf sich loskommen sah, und gieng nun, da diese lieber der flüchtigen Kazze nacheilten, durch diese List glüklich vor dieser Zolltafel vorüber.

Ein ähnliches Beispiel, welche Härte und Bedrükkungen sich diese Voigte erlaubten, ist folgendes: Zu Appenzell starb ein armer Mann, der ausser seinem Sonntagskleide nichts weiter von Bedeutung hinterlies, und dieses gaben ihm die hinterlassenen Kinder mit ins Grab, ob sie gleich verbunden gewesen wären, dasselbe als Todfall *) dem Ober-

*) Der Todfall schreibt sich aus den ältesten Zeiten her, als sich die Appenzeller noch unter der Gewalt der Edelleute befanden, wo sie sämmtlich als leibeigene Unterthanen mit Weib und Kind, Haus und Hof in der Botmässigkeit ihrer Herren standen, die deshalb öfters sagten: der Leibeigenen Krös und Kutteln im Bauch gehöre ihnen zu. Nach der Zeit, und nahmentlich unter der äbtlichen Regierung wurde diese Sclaverei gemildert und dahin abgeändert, daß bei jedem Todesfall eines Leibeigenen dem Herrn ein schönes Kleid, das schönste Stük Vieh im Stall, oder eine Summe Geldes erlegt wurde, welches man den Todfall oder auch den Fall nannte. Diese Ungerechtigkeit war gröſstentheils die Veranlassung, daß die Appenzeller jenes schwere Joch von sich abschüttelten. Gleichwohl erhielt sich diese sclavische Sitte bei allen übrigen Unterthanen des Abts bis auf die neusten Zeiten. Die katholischen Einwohner des Fürstenlandes sowohl, als die der ehemaligen Grafschaft Toggenburg, deren Bewohner sich

Obervoigt zuzustellen. Sobald der zu Clanx (ein von den Aebten bei Appenzell erbauter landvoigtl. Siz) wohnende Voigt dieß erfuhr, ward er darüber so aufgebracht, daß er den Todten wieder ausgraben, ihm das Kleid ausziehen, und sich dessen versichern ließ; welches schnelle und strenge Verfahren in den gekränkten und tiefgebeugten Herzen dieser edlen Landleute einen solchen Widerwillen und Groll erregte, daß sie immer ernstlicher sich entschlossen, dies tirannische Joch, es koste auch was es wolle, von sich abzuschütteln, und der unerträglichen Oberherrschaft des Abts sich dadurch auf immer zu entledigen.

Der

---

zur reformirten und katholischen Religion bekennen, und welche sämtlich äbtliche Unterthanen waren, musten noch kurz vor der franz. Revolution bei dem Todesfall eines Hausvaters das schönste Pferd, oder den schönsten Ochsen dem Obervoigt des Fürsten überlassen. Doch zahlten gemeiniglich die Hinterlassenen diese ungerechte Forderung mit einem Stük Geld ab, wobei man um Nachlaß bat, und oft mehr oder weniger von der ganzen Summe abhandelte. Da aber während der Revolution der Abt von St. Gallen sich aus seinen Landen entfernte, und die sämtlichen Besizzungen der Regierung zufielen, ward auch diese Ungerechtigkeit abgeschafft.

Der Landmann von Appenzell in gesunder reiner Bergluft erzogen, von Natur stark, und in allerlei Kampfspielen von Jugend auf geübt, fühlte sich gleich wie andere Schweizer zur Freiheit geschaffen, und sträubte sich gegen die ungerechte Gewalt und die geistlichen Fesseln, die man ihm anlegen wollte. Eine Menge schändlicher Bedrükkungen brachten das Vorhaben zur Reife, und mehrere Gemeinden schlossen in Geheim einen Bund für die Erhaltung ihres Herkommens und wider jeden Misbrauch der höhern Gewalt. An einem bestimmten Tag bemächtigte man sich nach getroffener Abrede plözlich aller Burgschlösser des ganzen Landes, jagte alle Burgvoigte zum Lande hinaus, kündigte dem Abt zu St. Gallen den Gehorsam, Steuern und Gebräuche auf, und entzogen sich nach dem Beispiele der Waldstätte der drükkenden Herrschaft des Abts und seiner Amtleute. Der Abt der einen gänzlichen Bruch befürchtete, that zwar jezt allerlei gute Versprechungen, und machte sich verbindlich von seiner Seite den Klagen und Beschwerden der Appenzeller wo möglich abzuhelfen, sie möchten nur aber auch von ihrer Seite treu verbleiben, und den alten Gehorsam nicht aufkünden, zu welchem Ende zehn schwäbische Reichsstädte als Vermittler auftraten, und einen gütlichen Vertrag zwischen beiden Partheien zu Stande brachten. Aber der Friede war von kurzer Dauer. Die schlechten Beamten und Voigte des Abts fuhren auch ferner

noch fort mit dem alten Uebermuthe und mit neuem Groll dies biedere Landvolk zu drükken, zogen auch wohl diejenigen in Verhaft, die sie für Anstifter der vorigen Empörung hielten, so daß alle nachmaligen Versuche die zur Aussöhnung beider Partheien von Zeit zu Zeit veranstaltet wurden, fruchtlos und vergebens waren. Die gekränkten Appenzeller beschlossen nun ernstlich das Klosterjoch abzuschütteln, und wollten auch fernerhin von keiner gütlichen Vermittelung etwas wissen, da sie in den Absichten des Abts eine völlige Unterdrükkung ahneten, und in allen seinen Freundschaftsversprechungen keine Redlichkeit und Aufrichtigkeit fanden. Kühn durch ihren Muth schwuren sie sich nimmermehr von einander zu trennen, sondern zu Erlangung einer köstlichen Freiheit Leib, Ehre, Gut und Blut aufzuopfern, Liebes und Leides gemeinsam zu ertragen, mit Einigkeit und Tapferkeit einander zu helfen, keiner den andern zu verlassen, und beschlossen nun einmüthig ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu erkämpfen, welche Vereinigung im Monat November des Jahrs 1402 zu Stande kam.

Da sie sich aber allein zu schwach gegen ihren Gegner fühlten, so sandten sie Abgeordnete an die sieben Stände der Eidgenossenschaft und baten um Hülfe, Schuz und Schirm, welcher ihnen aber nur von Schwiz nnd Glarus versprochen und zugesagt wurde. Jene sandten ihnen 300 und leztere 200

waffenfähige Männer zu. Auch der Abt, da er sah, daß die Appenzeller zu den Waffen griffen, und ernstliche Kriegsanstalten trafen, machte Gegenanstalten, und ersuchte seine bisherigen Freunde, die schwäbischen Reichsstädte Lindau, Memmingen, Constanz, Wangen und mehrere andere, gegen die rebellischen Bauern ihm beizustehen, und sie mit Gewalt der Waffen zum Gehorsam zu bringen, und diese versprachen ihm auch allen möglichen Beistand.

Im Anfang des Monats May 1403 zogen auch wirklich ihre Hülfstruppen nach St. Gallen, wo sie sich mit dem Panier dieser Stadt, und den übrigen des Abts Gotteshausleuten vereinigten, und insgesammt eine kleine Armee von 5000 Mann Infanterie und Cavallerie ausmachten. Während sie noch die lezte Nacht vor dem Treffen unter guter freundschaftlicher Bewirthung im Kloster sowohl als in den Wohnungen der Stadteinwohner zubrachten, schmausten, jauchzten, fröhlich waren, und des Sieges gewiß zu seyn glaubten, ermangelte das Häuflein Appenzeller nicht, sich in tapfere Gegenwehr zu stellen. Alt und Jung im ganzen Land ermahnten sich, zum Aufbruch sich bereit zu halten, schliefen die lezte Nacht wenig, und betrachteten die Wichtigkeit der entscheidenden Stunde die ihrem Vaterlande bevorstund und welche ihr kommendes Schiksal — Freiheit oder Sclaverei — entscheiden sollte, mit Ernst und Nachdenken. Klein war zwar

ihr Kriegshäufchen und ausser obgenannten Hülfs-truppen nur ohngefähr 2000 Mann stark. Aber Muth belebte ihr Innerstes, und entweder zu siegen oder zu sterben war ihr Losungswort. Ein schöner Frühlingsmorgen brach an, und mit ihm brachen die Truppen aus der Stadt auf, erstiegen die nahen Berge die nach der Gemeinde Speicher ins Land der Appenzeller hin lagen, und gelangten ohne Widerstand bis an die Gränze des Landes, wo sie sich in einer engen Strasse, die auch noch heut zu Tage die Hohlgasse genannt wird, sammelten, und in geschlossener Reihe die Anhöhe von Vögelisek *) erreichten. Die Hauptmacht der Appenzeller hatte sich in einem nahen Walde verborgen, und nur 80 junge herzhafte und mit Löwenmuth beseelte Jünglinge warfen sich unter einem fürchterlichen Feldgeschrei mit Lanzen und Spiessen in die feindliche Reiterei, und brachten in die-

sem

*) Vögelisek ist ohnstreitig eine der schönsten und anmuthigsten Berghöhen des ganzen Appenzeller Landes, und wird wegen der unermesslichen Aussicht über den ganzen Kanton Thurgäu, den Bodensee bis über Constanz hinaus, und einen grossen Theil von Teutschland, das sich in der Ferne in grauer Dämmerung verliert, von Fremden sehr häufig besucht. Hier genoß ich eine der seligsten Stunden meines hiesigen Aufenthaltes.

sem engen und zum Streiten ungünstigen Standort dieselbe gleich anfangs nicht wenig in Unordnung und Verwirrung, so daß die feindliche Macht, nicht sowohl wegen des kleinen Anfalls als wegen der ungünstigen Lage in fernere Besorgniß gerieth, und mit der grössesten Anstrengung die Höhe des Berges zu ersteigen, ihren Zwek keinesweges erreichte, weil der ganze Haufe junger feuriger Helden, welcher sich in dem Walde bisher verborgen hatte, mit entsezlicher Wuth in die feindlichen Flanken einhieb, und das Vordringen erschwerte. Denn die Appenzeller, welche nicht blos um Leib und Leben, sondern um die köstliche edle Freiheit stritten, richteten eine solche Unordnung und Verwirrung an, daß die Anführer der feindlichen Truppen, um den Kampf ins freie Feld zu ziehen, und sich besser ausdehnen zu können, das Zeichen zu einem kleinen Rükzug gaben, und dem Vortrab mit lauter Stimme: „Zurük! zurük!“ zuriefen. Da nun die Einen, um sich zu sammeln, sich ein wenig zurükzogen, und die Andern, die den Befehl ganz falsch verstanden hatten, meinten es gälte zum gänzlichen Rükzug, und zur Flucht, und deswegen wieder umwandten und eiligst der Stadt zukehreten, so wurde dadurch die Verwirrung so allgemein, daß auch die Tapfern und Muthigen an dem fernern Vordringen gehindert wurden. Unterdessen waren auch die Hülfstruppen von Schwyz und Glarus mit dem Feinde handgemein worden, nahmen nebst den Appenzellern den Feind in

die Mitte, richteten eine Zeitlang ein grosses Blutbad an, durchbrachen gänzlich ihre Reihen, und jagten ihnen ein solches Schrekken ein, daß auch die Zurükgebliebenen dem Beispiel ihrer Kameraden folgten, ihr Heil in der Flucht suchten, und nach St. Gallen hinab in der grössesten Bestürzung eileten. Die Appenzeller verfolgten sie bis an die Stadthore, und machten auf dem Wege dahin noch eine grosse Anzahl Feinde nieder. Denn ein panisches Schrekken hatte die Truppen des Abts und seiner Verbündeten ergriffen, alle Waffen und was sonst ihnen zur Flucht hinderlich war, warfen sie auf der Flucht von sich, drangen athemlos in die Stadt ein, und sezten den Abt Cuno, der sich einen solchen Glükswechsel nicht geträumet hatte, in die grössest Angst und Bestürzung. So hatten also die Appenzeller mit ihren Verbündeten in ihrem ersten Feldzuge einen vollkommenen Sieg über ihre Feinde davon getragen; viele von ihnen wünschten zwar ihren Sieg noch weiter zu verfolgen, und die Stadt selbst in Besiz zu nehmen, aber die Einsichtsvollesten und Mässigsten fanden dieß nicht für gut, sondern gaben das Zeichen zum Rükzug, und so ward der Streit geendet.

Weinend und wehklagend drangen die Weiber und Kinder in der Stadt aus ihren Wohnungen und suchten mit wehmuthsvollen ängstlichen Gebehrden ihre Männer und Väter unter den bestürzten Kriegern, welche ängstlich in den Strassen herumliefen.

Man=

Mancher von ihnen erzählte noch in der Folge mit inniger Rührung und Dankgefühl, wie die Erinnerung der vorigen Freundschaft bei dem siegenden Bergvolke ihm jezt einzig sein Leben gefristet habe. So erzählte man unter andern, wie ein Bürger der Stadt auf allen Vieren dahin kroch, und an seinem Körper mit tödtlichen Wunden bedekt, zween auf ihn loseilende Appenzeller um Pardon angeflehet habe, damit er seine liebe Ehefrau, die eine zweitägige Kindbetterin sey, nur noch einmal vor seinem Ende sehen möchte, worauf die gerührten Sieger ihn sogar bis an die Thore der Stadt trugen, und seine Ankunft der bangen Wöchnerin wissen liessen, die ihren Geliebten mit heissen Thränen umarmte, und mit wehmüthigem Herzen in ihre Wohnung bringen lies, wo er nach wenigen Tagen an seinen tödtlichen Wunden starb; ob welcher menschenfreundlichen That, diese dankbare Frau jene beiden Appenzeller, die ihrem Manne das Leben gefristet, nicht nur ansehnlich belohnte, sondern auch jedesmal bei ihrer Ankunft in die Stadt gastfrey bewirthete.

In dieser ersten siegreichen Schlacht verlohren, — wenn den St. Galler Klosternachrichten zu trauen ist, gegen 2000 Soldaten ihr Leben, unter welchen die beiden Bürgermeister der Stadt, zween angesehene Männer, sich befanden. Von den Einwohnern der Stadt St. Gallen blieben nur 20 Mann, und eine

Men=

Menge Edelleute aus der umliegenden Gegend, und aus dem angränzenden Deutschland. Von Seiten der Appenzeller fand man nur 8 Todte auf dem Schlachtfeld; von den Hülfstruppen der Schwyzer und Glarner war kein Mann geblieben, weil bei ihrem Angriff die Feinde schon in der Flucht begriffen waren.

Nachdem nun die siegende junge Mannschaft wieder in die Gränzen ihres geretteten Landes zurükgekommen war, dankten alle zuvörderst Gott für den herrlichen Sieg, den sie erkämpfet hatten, fielen nieder auf ihre Knie und weinten, daß ihnen der Gott Zebaoth so sichtbar beigestanden, und mit so wenigem Verlurst den Sieg so glorreich zugewandt habe. Sie theilten hierauf mit denen von Schwyz und Glarus, die ihnen so treulich beigestanden, die gemachte Beute, nämlich 600 eiserne Panzer, Fahnen, viele Gewehre und Waffen. Die eroberten Paniere (Hauptfahne) von Constanz, Ueberlingen, Buchhorn, Lindau u. s. w. wurden nach Appenzell gebracht, wo sie in der dasigen Stadtkirche zum bleibenden Denkmal aufgehoben, andre hingegen von ihren Bundesgenossen mit in ihre Heimath genommen wurden *).

Kaum

*) Diese und mehrere andere in der Folge eroberten Fahnen habe ich bei meinem Aufenthalt im Flekken Appenzell hetils noch in gutem Stande,

Kaum hatte sich nun in dem ganzen Lande die Freude über den errungenen Sieg etwas gelegt, so gieng die ganze Sorgfalt der Sieger dahin, die innerhalb ihrer Gränzen befindlichen und dem Abt gehörigen festen Burgen und Zwingschlösser in möglichster Eile zu zerstören, in Besorgniß, daß der geschlagene aber nicht besiegte Abt Cuno baldigst mit der bisherigen oder wohl einer noch mächtigern Feindezahl den Krieg wieder erneuern, und die festen Schlösser in Besiz nehmen möchte. Mit schäumender Wuth, aber auch mit wahrer Freude und Frohlokken wurden diese Raubnester von ihnen zerstört; denn dieß waren ja die verhassten Orte, die manchem ehrlichen Landmann ein fürchterliches Schrekken eingejagt, mancher keuschen Jungfrau ihre Ehre geraubt hatten. Sie fielen alle, und wurden zum Theil ganz dem Boden gleich gemacht, so daß man fast den Ort, wo sie gestanden nicht mehr nennen kann; zum Theil sind noch sichtbare Ueberreste davon vorhanden, die noch heut zu Tage dem Appenzeller eine traurige Erinnerung an die Zeiten seiner Vorfahren gewähren.

Beherzt durch die erlangten Vortheile gegen ihre Feinde und im Vertrauen auf das Glük ihrer Waf=

---

theils zerfezt und stükweise in der dortigen katholischen Kirche gesehen, wo sie jedem Fremden, dem daran gelegen ist, gern gezeigt und ihre Umschriften und Figuren erläutert werden.

Waffen überfielen sie nunmehr auch die Unterthanen des Abts und mehrere im Thurgäu befindliche Edelleute, die gegen sie gestritten hatten, und wo sie hinzogen verbreiteten sie Furcht und Schrekken. Einige Stände der Eidgenossenschaft, wie auch mehrere teutsche Reichsstädte, suchten eine Aussöhnung zwischen ihnen und dem Abt zu Stande zu bringen. Allein lezterer wollte nichts davon wissen, sondern beharrte trozzig auf Krieg, drohete ihnen mit den Waffen des Herzogs von Oestreich, den der Abt um Hülfe angeruffen hatte, und wollte durchaus von keiner gütlichen Vermittelung etwas hören. Klüger handelten dagegen die Einwohner der Stadt St. Gallen, welche mit ihnen Frieden schlossen, und die Parthei des Abts weislich verliessen, da sie keinen guten Ausgang vermutheten, worüber er aber so bös und aufgebracht wurde, daß er ihnen seinen ganzen Haß fühlen, seine ganze Bosheit über die Stadt auslies, und mit ihnen in solche Händel gerieth, daß er sich gleichwohl am Ende nicht länger in der Abtei mit seinem Convent für sicher hielt, sondern in der Stille nach der thurgäuischen Gränzfestung Wiel flüchtete, das Chor verschloß, und nur einen einzigen alten Mönch in der Stadt zurük lies, der nachher von den Appenzellern erstochen, und somit der Gottesdienst viele Jahre lang in der Abtei eingestellt wurde.

Die Appenzeller erhoben ihren Freiheitshut immer mehr, und wurden über diesen Umstand nur

noch beherzter. Und da der Abt nicht willens war die Hand der Versöhnung, die ihm angeboten ward, anzunehmen, so überzogen sie nun alle Städte und Landsizze mit Krieg, die sich zur Parthei des Abtes bekannten, und trugen von Neuem ihre siegreichen Waffen durch die sämmtlichen Lande des Abts, durch das ganze Thurgäu, bis an die Thore der Stadt Constanz. Und weil keiner dem andern hülfreiche Hand leistete, sondern jeder für seinen eigenen Heerd zu streiten hatte, so konnten sie sich einen täglich bessern Erfolg ihrer Waffen versprechen. Dadurch aufs äusserste gebracht, lag der Abt und seine wenigen Verbündeten, zu denen sich noch die Stadt Winterthur schlug, dem verzögernden Herzog Friedrich von Oestreich immer ernstlicher an, ihm doch gegen die rebellischen Bauern zu Hülfe zu kommen, dessen zudringlichen Bitten endlich, obschon nicht ohne mancherlei Bedenken, der Herzog Gehör gab.

Während der Abt in seiner Zelle zu Wiel neuen Muth schöpfte, von einer gänzlichen Niederlage, die er nunmehr den Appenzellern beizubringen gedachte, träumte, und sich schon herzinniglich freuete, die treulos abgefallenen Bergleute wieder unter sein geistliches Joch zu bringen, und genugsam zu züchtigen, trat Rudolph von Werdenberg, den kurz vorher der Herzog von Oestreich, Leopold, von Land und Leuten gejagt, und (1404) gewaltsamer Weise noch von seiner einzigen übrigen Herrschaft, seinem

Stammgute Werdenberg, vertrieben hatte, unter die freien siegenden Appenzeller, klagte ihnen seine Lage, alle vom Hause Oestreich erlittene Gewalt und Ungerechtigkeit, und erbot sich ihnen zu Rath, Hülfe und Beistand gegen ihren gemeinschaftlichen Feind. Um ihnen alles Mißtrauen gegen seinen gräflichen Stand zu benehmen, legte er seine Ritterrüstung, Schmuk und Harnisch ab, kleidete sich wie ein gemeiner Landmann, in landesübliche Tracht, fügte sich in Allem nach ihren Sitten und Gewohnheiten, wodurch er so sehr ihr Herz und Zutrauen gewann, daß sie nicht nur ein Schuz- und Truzbündniß mit ihm errichteten und ihm ihre ganze Liebe und Freundschaft schenkten, sondern weil er als ein tapferer und beherzter Krieger bekannt war, ihn auch zu ihrem Anführer im Streit erwählten.

Die Fortsezzung und der Beschluß soll nächstens folgen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

9

XX (2 Bde) VII.88

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Huber, Fr.

Die neuesten Briefe aus der Schweiz in das väterliche Haus nach Ludwigsburg

Bd.: 1

München (1807)

It.sing. 147-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10466435-1